Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 20. März 1932.

Bully und das Schicksal.

Von Wilhelm Lichtenberg.

„Wenn wir spazieren gehen", sagte Egon sehr gereizt zu Beate, „dann bitte aber ohne diesen niederträchtigen, heimtückischen Köter! Ohne diesen Bully!"

Bully, der sich bereits an der Leine seiner Herrin Beate befand, verstand natürlich, was Egon über ihn sagte. Was können Hunde tun? Können sie, wenn sie beleidigt werden, zu Gericht laufen und wegen Ehrenbeleidigung klagen? Nein. Hunde können nichts anderes tun, als auf den Beleidiger losfahren und sich in seine Hose verbeißen. Das tat Bully. Er tat es mit dem ganzen Ingrimm seines gekränkten Hundeherzens.

„Na also!" schrie Egon schreckensbleich, nachdem es Beate gelungen war, ihren Bräutigam vor der Lynchjustiz Bullys zu retten. „Jetzt siehst du es endlich, wie sich dein Bully gegen mich benimmt! Der Hund hat eine ausgesprochene Aversion gegen mich. Ich bin in Gottes Namen bereit, deine Launen zu ertragen, Beate! Aber mit deinem Hund bin ich doch nicht verlobt. Seit einem halben Jahre, seit wir verlobt sind, bin ich seinen Anfeindungen ausgesetzt. Mein Schneider hat sich bereits eine Villa kaufen können, so sehr sorgt Bully für seine Beschäftigung. Aber jetzt habe ich es satt! Ich stelle dich vor die Alternative: Bully oder ich! Und wenn wir jetzt ausgehen, dann ganz bestimmt ohne Bully!"

Beate sagte ganz einfach: „Komm, Bully!" und ging. Egon schloß sich ihr an.

Auf der Straße ließ Bully gegen den Bräutigam seines Frauchens kleine Bosheiten los, wie sie nur ein gekränktes Hundehirn aushecken kann. Er hatte sich zum Beispiel einen ganz reizenden Trick ausgedacht, Egon plötzlich und unvermittelt zwischen die Beine zu geraten, so daß das Herrchen das Gleichgewicht verlor und gegen eine Mauer taumelte. Oder er zerrte plötzlich an der Leine und schuf eine meterweite Distanz zwischen dem Herrchen und dem Frauchen, so daß Egon während des ganzen Spazierganges kein Wort mit seiner Braut wechseln konnte. Oder er bellte so laut und so anhaltend, daß Egon plötzlich die Nerven verlor und einfach davonlief. Beate mußte dann mit Bully den Weg allein zurücklegen. Wenn es allerdings so weit war, fand Bully seine europäische Gesittung sofort wieder und wandelte sich innerhalb einer Sekunde vom unmöglichsten Hundevieh zu einem Musterexemplar seiner Gattung.

Natürlich ließ es sich Bully auch heute nicht entgehen, gegen Egon das ganze Arsenal seiner Bosheit anzuwenden. Heute mehr denn je, denn die Beschimpfung „niederträchtiger, heimtückischer Köter" saß zu fest und nagte an seinem sehr empfindlichen und verwöhnten Hundegemüt.

Während dieses Spazierganges ereignete sich aber außerdem etwas ganz Unfaßbares. Plötzlich riß sich Bully von der Leine los und stürmte mit großen Sprüngen auf die andere Straßenseite hinüber. Auf der anderen Straßenseite ging ein junger Mann. An diesem jungen Mann sprang Bully hoch. Er wedelte mit dem kupierten Schweif, stieß ein erschütterndes Freudengeheul aus, warf sich dem jungen Mann zu Füßen, sprang wieder auf und leckte seine Hand. Allerdings war auch zu bemerken, daß dieser so innig begrüßte junge Mann von Bullys Zärtlichkeit nicht völlig ungerührt blieb. Er bückte sich ganz tief zu ihm nieder und streichelte sein weißes, schwarz getigertes Fell.

„Was ist das schon wieder?" fragte Egon und blickte Beate vorwurfsvoll an.

„Ich . . . ich weiß es nicht . . ." sagte sie ein wenig verwirrt. Und nach einer Weile bat sie: „Hole den Hund!"

„Ich? Ich denke nicht daran! Hole du ihn! Ich werde doch wegen deines Bully keine komische Figur auf der Straße abgeben!"

Es blieb Beate nichts anderes übrig, als auf die andere Straßenseite hinüberzugehen und Bully — nach anfänglichen Schwierigkeiten — an der Leine zu fassen. Es setzte einen kleinen Kampf. Zum erstenmal ereignete es sich, daß Bully auch gegen seine Herrin, die er sonst mit äußerster Galanterie behandelte, renitent wurde. Aber mit Bitten und Beschwörungen gelang es Beate dann doch, Bully auf die andere Straßenseite hinüberzulotsen. Allerdings wurde Egon das unschuldige Opfer dieses Kompromisses. Bully sprang plötzlich gegen ihn los und er erschrak so sehr, daß er beiseite sprang und in einer Pfütze landete.

„Wer war dieser Mann?" fragte Egon, als er sich notdürftig vom Schmutz gereinigt hatte.

Beate wich aus: „Ich weiß es nicht . . . Wahrscheinlich eine Ähnlichkeit . . ."

„Pardon! Bully irrt sich nicht! Ich kenne ihn jetzt schon. Bully ist ein Menschenkenner! Es gibt eine Beziehung zwischen ihm und diesem Mann! Vielleicht auch zwischen dir und diesem Mann?"

„Na also, schön", antwortete Beate, „dieser Mann ist der ehemalige Besitzer Bullys. Ich habe ihn vor zwei Jahren von ihm gekauft. Bully hat eben ein ausgezeichnetes Gedächtnis und erinnert sich noch. Oder gönnst du ihm nicht einmal diese kleine Wiedersehensfreude?"

Egon geriet in Wut: „Ich gönne ihm . . . Ich gönne ihm . . ." Aber er vollendete nicht; denn Bully hielt die Ohren gespitzt und stand bereits wieder in Angriffsstellung da . . .

Egon beschloß plötzlich eine andere Taktik einzuschlagen. Er sah ein, daß er ohne Bullys Gunst ein verlorener Bräutigam sei. Bully stand breit-gegrätscht vor Beates Herzen und entschied: „Passiert" oder „Zurückgewiesen!" Er wollte sich also mit Bully anfreunden. Nun hatte der Hund eine Leidenschaft: er war ein begeisterter Flaneur. Spazierengehen ging ihm über alles. Egon bat sich von Beate die Gunst aus, mit Bully allein spazieren gehen zu dürfen. Beate meinte, das wäre eine Möglichkeit und vertraute ihm Bully an.

Nun, Bully benahm sich auf diesem Spaziergang durchaus korrekt. Unpersönlich — aber korrekt. Das war immerhin ein Anfang. Eine Weile ging das so. Bis sie an einem Hause in der Gartengasse vorbeikamen. Gartengasse 22. Hunde können zwar keine Hausnummer lesen, dafür haben sie ihren Instinkt. Plötzlich riß er sich mit einer unwilligen Bewegung los und stürmte in das Haus Gartengasse 22. Egon, zu Tode erschrocken, hinter ihm her. Wettrennen zwischen Herr und Hund. Sieger — der Hund. Ehe Egon noch beim ersten Treppenabsatz hielt, stand Bully bereits von einer Tür in der zweiten Etage. Dort kratzte er und winselte. Und gerade als Egon keuchend die zwei Treppen hinaufgelaufen war, öffnete sich die Tür, und Bully war verschwunden. Egon hatte es leichter als Bully. Er mußte nicht kratzen und winseln. Er konnte läuten. Das haben wir Menschen den Bullys voraus.

Egon wurde eingelassen und erkannte den ehemaligen Besitzer des Hundes. Bully schien beim Eintritt Egons sehr gereizt und zeigte plötzlich Appetit auf seinen Hosenboden. Nur der Energie des ehemaligen Besitzers war es zu danken, daß der Hosenboden ganz blieb.

„Sie sind der ehemalige Besitzer dieses entsetzlichen Hundeviehs?" fragte Egon atemlos. Nach einiger Verwunderung sagte der junge Mann: „Ja. Stimmt. Ich bin der ehemalige Besitzer."

Egon klagte dem jungen Mann — er hatte sich übrigens als Walter Dornemann vorgestellt — sein Leid. Walter Dornemann hatte Bully zärtlich auf den Schoß genommen und lächelte. Lächelte sehr merkwürdig. Und dann gab er Egon einen Rat: „Am besten, Sie lassen Bully hier bei mir. Sie können sich doch von einem Hund nicht um das Glück Ihres Lebens bringen lassen? Gehen Sie zu ihrer Braut und sagen Sie ihr, daß Ihnen Bully entlaufen wäre, unbekannt wohin und daß es jetzt eben keinen Bully mehr gäbe. Ihre Braut wird ja zuerst verzweifelt sein — das kenne ich —, aber man kommt schließlich über alles hinweg. Das kenne ich auch."

Bully knurrte zum Zeichen seines Einverständnisses. Und Egon fand die Idee zwar nicht ungefährlich, aber an sich ausgezeichnet.

„Du hast ihn getötet!" schrie Beate, als ihr Egon die Nachricht überbrachte. „Du hast dich an ihm gerächt! Du bist ein Mörder!"

Egon versuchte es, eine Weile weiter zu lügen. Schließlich mußte er die Wahrheit bekennen. Er gestand, Bully seinem ehemaligen Besitzer zurückgestellt zu haben.

Beate lachte, lachte — es wurde Egon unheimlich, wie sie lachte. „Da hast du was Vernünftiges getan! Walter ist ja gar nicht der ehemalige Besitzer Bullys. Ich habe das nur als Ausrede gebraucht. Walter ist mein ehemaliger Bräutigam. Es gab kleine Differenzen zwischen uns. Wir wurden böse miteinander. Ich wartete auf ihn. Er kam nicht. Er war trotzig. Ich wurde ebenfalls trotzig. Und aus Trotz habe ich mich mit dir verlobt." Sie begann zu weinen. „Aus Trotz bin ich sehr, sehr unglücklich geworden."

Egon fand jetzt, daß es genug sei. Er verwünschte sich, die Verlobung, den Hund! Er verwünschte sein Schicksal! Und er schwor, nie mehr wiederzukommen.

Beate aber meinte, daß er daran am besten täte; denn ein Mensch, der Hunde nicht liebe, sei kein guter Mensch. Und ein Mann, dem es nicht gelänge, Tiere für sich günstig zu stimmen, solle überhaupt nicht heiraten; nie würde aus ihm ein brauchbarer Ehemann. Tiere hätten eine sehr gute Witterung für Ehemänner.

So gingen sie auseinander.

Beate schrieb: Herrn Walter Dornemann, hier. — Wollen Sie mir sofort meinen Hund Bully zurückstellen, den Sie widerrechtlich an sich genommen haben! Hochachtungsvoll Beate Schmitt.

Walter schrieb: Fräulein Beate Schmitt, hier. — Zugelaufene Hunde stellt man nicht zurück. Man holt sie sich. Hochachtungsvoll Walter Dornemann.

Was blieb Beate übrig? Sie holte sich ihren Bully von Walter Dornemann.

So ganz leicht ging das freilich nicht. Bully ging nicht eher, bis Walter mitkam.

Auf dem Wege war Bully diskret genug, den beiden Zeit zu lassen, sich einmal tüchtig auszusprechen.

Alles andere kam dann von selbst.

Die Welt der Frau.

Goethes Mutter.

Eine Lebenskünstlerin.

Von Dr. Eugenie Schwarzwald.

Goethes Mutter! Man kann den Namen nicht aussprechen, ohne daß unsere Augen heller leuchten, unsere Herzen freudiger klopfen. Wir alle glauben, diese prachtvolle Erscheinung gekannt zu haben. Groß, behaglich, schönäugig, stattlich angetan, unverbildet, gut gelaunt, voll überlegenschalkhafter Menschlichkeit steht sie vor uns: herzlich, herzvoll, herzhaft.

Viele Bilder aus ihrem Leben sind uns so vertraut, als hätten sie die Wände unserer Kinderstube geziert: sie kniet, selbst noch ein halbes Kind, wie die ihren Bambino anbetende Madonna des Correggio vor der Wiege ihres Knaben, das Herz von Begeisterung erfüllt, staunend, daß solches Werk ihr gelungen. Wir sehen sie, kühn und verlegen, vor dem raffinierten Grafen Thoranc stehen, ihn mit ihrem bißchen Französisch zu Gunsten des unvorsichtigen Gatten umzustimmen. Wir bewundern sie als Märchenerzählerin im Kreise ihrer und fremder Kinder, von denen Wolfgang am aufmerksamsten zuhört, weil er weiß, daß das Märchen so ausgehen wird, wie er es sich vorher gedacht hat. Ein anderes Bild: sie nimmt den prachtvollen farbigen Mantel von ihren Schultern, um ihn dem schönen Sohn umzuhängen und ihm beglückt nachzusehen, wenn er wie ein junger Gott über das Eis fliegt. Wie anheimelnd muß sie ausgesehen haben, als sie den bramarbasierenden Stollbergs, um die immer heftiger werdenden Äußerungen gegen die Tyrannen ins Heitere zu wenden, ihren besten, hochfarbenen alten Wein vorsetzt: „Da habt ihr Tyrannenblut!" Strahlend steht sie als stolze und frohe Gastgeberin der Freunde ihres Sohnes vor uns. Wir hören sie lachen, wenn sie, auf einem steifbeinigen Sofa sitzend, ihren Samstagsmädels, sie, die jüngste unter ihnen, von dem geliebten Weimar erzählt. Wir sind anwesend bei dem drolligen Toast, mit dem sie als Ehrengast den Fürstprimas erschreckt, der sicher noch nie vorher eine Frau hat eine Tischrede halten hören. Ein andermal prangt sie in der Loge, prächtig geputzt, und flennt und lacht und ärgert sich über die Laxen und über die Geschmacklosen und über alle jene, die nicht verstehen, daß das Theater eine herrliche Täuschung ist. Staunend lesen wir die wunderbargelenkigen, überströmend-ausdrucksvollen Briefe an Hohe und Geringe, an Fromme und Zöllner und Sünder, aber alle gleich echt und gleich liebreich. Erfreulich ist es auch, sich die kleine Bettina auf dem Schemel zu ihren Füßen sitzend zu denken. Alles, was diese ihr abgelauscht oder auch nur in den Mund gelegt hat — uns ist es lieb und wert.

Schöne Bilder sind das und uns vertraut. Wir sind so froh, daß es ihr alle Tage so gut gegangen ist. Selbst das Alter, mit so viel Verstand getragen, mit so viel geistiger Hygiene gelebt, daß sie im letzten Winter ihres Lebens dem Enkel noch sagen kann „die Großmutter sei ganz allegro", verliert alle Schrecken für uns. Ebenso der Tod, der so rechtzeitig, so rasch und so wohl aufgenommen kommt. Sie zwingt den Arzt, ihr zu verraten, wieviele Stunden sie noch zu leben habe. Sie bestimmt die Weinsorte und die Größe der Brezeln, mit denen ihr Totengeleite erquickt werden soll. Ihre Sorge ist nur, daß die Mägde zu wenig Rosinen in den Kuchen nehmen könnten, denn das habe sie ihr Lebtag nicht leiden können und darüber würde sie sich noch im Grabe ärgern. Sie entschuldigt sich bei Freunden, die sie zu einer Gesellschaft einladen: sie müsse alleweil sterben. Wer möchte nicht so aus der Welt scheiden. Deshalb sind wir alle in der Vorstellung aufgewachsen, Frau Rat war ein Sonntagskind.

War sie das wirklich? Sehen wir mal näher hin. Ein schönes, heiteres, lebensdurstiges Mädchen von siebzehn Jahren heiratet im Auftrag des Vaters einen um einundzwanzig Jahre älteren Mann, den sie nicht liebt. Aber der Altersunterschied ist nicht das Schlimmste. Schlimmer ist: der Gatte hat kein Talent zum Glück. Von feinem und zartem Innern hat er sich, um die eigene Weichheit zu bekämpfen, in die Würde hineingerettet. Er glaubt nicht an sich, infolgedessen verlangt er nach Autorität. Er hat keine Berufsarbeit, so wendet er alle seine Tatkraft an seine Familie. Diese leidet unter dem steifen und lehrhaften Mann, obgleich sie ihn tief verehrt. Nicht gewohnt, Geld zu erwerben, gelangt er zu einer Überschätzung des Geldes, die sich in Geiz ausdrückt, so daß weder Frau noch Kinder je zum Bewußtsein des tatsächlichen Wohlstandes kommen. Diesen schwierigen und wertvollen Mann zu behandeln, wird eine Kunst, in der es die Frau zur höchsten Vollendung bringt. Zuerst spielt sie seine Tochter, läßt sich von ihm brav zum Sprachen lernen und Klavier üben anhalten, dann, mit jähem Übergang, ist sie seine Mutter. Sie trifft Entscheidungen für den Unentschlossenen, von dem der Sohn so bezeichnend sagt: „Er stimmte die Laute länger als er sie spielte." Wie eine Mauer steht sie zwischen ihm und der Welt und ihren Konflikten. Sie ist die Vermittlerin zwischen ihm und den Kindern. Sie schafft ihm Freunde ins Haus. Zuletzt ist sie in langjähriger Krankheit seine getreue und geduldige Pflegerin. Wie man sieht, kein ganz leichtes Frauenschicksal. Aber ein noch schwereres war ihr als Mutter beschieden. Sie bringt in zarter Jugend innerhalb eines Jahrzehnts sechs Kinder zur Welt, vier davon welken ihr hin. Nur zwei bleiben am Leben. Aber auch von diesen zeigt sich nur eines zum Leben geeignet. Die Tochter Cornelia, ein hochbegabtes und hochgestimmtes Wesen, lebt, wie der Bruder sagt, „ohne Glaube, Liebe und Hoffnung." Hier liegt vielleicht die tiefste Tragik der Mutter. Wie gerne möchte sie der Tochter von der eigenen überschäumenden Lebenskraft und Lebensfreude abgeben. Aber das geht nicht. Sie sind zu verschieden. In die Welt der Tochter findet sie keinen Eingang. So muß sie ihr Kind leiden sehen, ohne es aufrichten zu können. Sie kann der Tochter keine Freude an sich selbst verschaffen, sie kann ihr keine natürliche Einstellung zur Ehe und Mutterschaft geben. Zuletzt muß sie sie früh und verzweifelt sterben sehen. Nun hat sie ja noch immer den Sohn. Aber auch dieses einzige wirkliche Glück ihres Lebens, die Liebe zu ihrem herrlichen Erstgeborenen, ist nichts weniger als wolkenlos. Eigentlich eine unglückliche Liebe, voll von ungestillter Sehnsucht. Schon mit sechzehn Jahren muß sie ihn hergeben. Krank und schiffbrüchig kehrt er ihr nach Jahren heim. Kaum hat sie ihn gesund gepflegt, treibt ihn die Sehnsucht, der Enge des Vaterhauses zu entfliehen, wieder in die Welt. Ihr ganzes Glück ist in jene paar Jahre zusammengedrängt, in denen er, äußerlich ein junger Rechtsanwalt, innerlich ein junger Dichter, bei ihr in Frankfurt lebt. Diese Jahre sind der Höhepunkt des Lebens von Frau Rat. In dieser Zeit genießt sie seine Gegenwart, sein Ansehen, seine Freunde. Was will es dagegen verschlagen, daß sie auch in diesen Glückstagen fortwährend ausgleichen, vertuschen, verheimlichen, versöhnen muß. Dann geht er einmal an einem trüben Novembertag aus Frankfurt weg und kommt nie wieder. Ihre Lebenssonne ist früh untergegangen. Einige karge Besuche, hie und da ein lang erwarteter Brief. Angst um seine Gesundheit, und zuletzt ein einsames Alter, denn hundert Leute, die sie umgaben, vermochten nicht, ihr den einen zu ersetzen. Den Sohn aber hat sie in den letzten elf Jahren ihres Lebens überhaupt nicht gesehen. Auch sonst geht durch diese strahlende Beziehung viel unausgesprochenes Leid. Der heiße Wunsch nach einer Frankfurter Schwieger-

Neue Frühjahrshüte.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt".



Kleine reizende Fantasiegebilde könnte man die neuen Frühjahrshüte der Damen nennen. Auf einer Seite verdecken sie kokett fast das ganze Gesicht, um auf der anderen Seite um so mehr von den gewellten Haaren frei zu lassen. Schleifen, Blumen, Rüschen, Bänder und Schleierchen werden teils kontrastreich, oder übereinstimmend zu Farbe und Material des Hutes gewählt. Blumen und Bänder werden oft am Hinterkopf des Hutes, oder paralell mit dem Hutrand verziert.

blümlein oder Beeren, aus Stoff oder gelackt und, was noch mehr modischer Neuheit entspricht, Blumen aus Perlmutter oder Porzellan. Seitliche abstehende Puffs halten die meist hochgebogene oder schmale Krempe auf der linken Seite hoch. Flache Blumengirlanden ziehen sich um den Hutkopf oder liegen an der aufgeschlagenen Seite dem Haar auf. Kleine Tonnenmuffen, ganz aus Blumen gebildet, zum Hut passend, werden zu eleganten Kleidern getragen, wie man sie schon jetzt im Ballsaal sieht. Ein Müffchen aus Stiefmütterchen an silberner Schnur oder aus bunten Narzissen, ganz flach aneinander gereiht. Muß solch ein Anblick nicht froh stimmen?

Auch Bänder und Schleifen, Schluppen und Bandgewinde sind ein heiter anmutender Hutputz. Zur Freude der Bandfabrikanten verwendet die Mode einmal wieder schöne, neuartige Bänder. Bänder aus peau d'ange, auf einer Seite gelackt; ein Atlasband, dessen Abseite weicher Haarfilz ist (Ruban feutré), Bänder mit Pikoträndchen, glänzende Lackbänder und vor allen Dingen das klassische Samtband.

Und erst die Formen! Sie sehen mit ihrer schief gesetzten Keckheit unternehmend und unbekümmert aus, so als wollten sie sagen: mögen sie getrost rutschen — wo alles rutscht! Sie werden schon mit einem neuartigen Griff aufgesetzt, von der linken zur rechten Seite. Links ganz hoch, die Hälfte des Kopfes frei, die rechte tief gedeckt, die „linke weiß nicht, was die rechte tut." Um diese schiefe Ebene zu erreichen, werden die Köpfe auf einem linksseitigen Bügel gearbeitet, der sogar etwa hartlinig um die Stirn läuft oder mit einer Untergarnitur aus Blumen oder Bändern ausgefüllt wird. Selbst Bretonhüte, wie Jean Patou, Paris, sie bringt, werden einseitig auf Bügel gesetzt und von einem farbigen Lackband wie ein Gürtel mit Schnalle gehalten, ein fesches Laufhütchen zur Windstoßfrisur.

In auffallendem Gegensatz zu unseren Zeitverhältnissen steht die Tatsache, daß die Hüte wieder handgenäht werden — nicht mehr Stumpen — und zwar handgenäht aus den elegantesten Strohsorten. Ein neues körniges Geflecht, von schönen Perlmutterreflexen belebt, nennt sich „Montelupo." Daneben Pikot, Pedal, matte Cellophangeflechte, ferner das schon bekannte Balliluk und das kostbare, echte Panamageflecht in leuchtenden Farben.

Vorläufig ist mit dem kleinen Hut, mit der Kappe, mit der Bretonform zu rechnen, wenn auch von großen, weitschwingenden Formen, die beim Tragen wippen, als angezogener Hut gesprochen wird. Ein großer schwarzer Gainsborough-Hut hatte statt Kopf drei absinthgrüne Samtbänder nebeneinander laufen, durch welches das Haar hindurchschimmert. Eine Kappe, mit einem tütenartig spitz zulaufenden Kopf, wie ihn die Pariser Hutkünstlerin Agnès bringt, ist von deutschen Modellhäusern in sehr gemilderter Form übernommen worden. So wird auch die Prophezeiung, daß wir Hüte mit Riesenausmaßen bekommen, sich für die deutsche Frau kaum erfüllen.

Wir wollen ja auch keine Übertreibungen, — wir sind ja schon froh, wir deutschen Frauen — wenn es nur zu einem kleinen, wenn es nur zu einem neuen Hütchen reicht.

Erprobt und bewährt!

Ohnmachts-Anfälle behandelt man am besten durch Essigäther den man mittels eines Bausches auf Schläfe und Stirne des Befallenen bringt und auch einatmen läßt.

Firnisflecke aus Stoffen entfernt man mit Seifenwasser, ältere Flecke durch Abreiben mit Terpentin.

Knöpfe sitzen fester, wenn man den Faden vorher mit ein wenig Bienenwachs einreibt.

Abgegossenes Kartoffelwasser, siedend heiß verwendet, entfernt Rotwein-, Obst- und auch Kakaoflecke aus Leinen. Ebenso bewährt es sich zur Reinigung bunter Stoffe, die man aber gründlich nachspülen muß.

Schuhe, die nicht in Gebrauch sind, sollten wenigstens alle 14 Tage einmal geputzt werden, andernfalls leiden sie genau so, als würden sie alle Tage getragen. Winterschuhe reibt man, wenn sie außer Gebrauch sind, gelegentlich mit etwas Rizinusöl ein.

Tintenflecke aus Leinwand werden zuerst in kalte Milch getaucht, gut ausgewaschen, danach mit Zitronensaft beträufelt. Man läßt den Fleck nicht trocken werden, sondern bedeckt ihn einige Stunden mit einem Brei aus Salz und Zitronensaft. Nochmals mit reinem Zitronensaft beträufelt, läßt man ihn über Nacht liegen und wäscht ihn dann in kaltem Wasser aus.

Unangenehme Gerüche aus Möbeln entfernen sich leicht, durch Verbrennen von Lorbeerblättern.

Angebrannte Aluminiumtöpfe reinigt man, indem man darin in Wasser eine Zwiebel auskocht. Das Angebrannte kommt als Schaum an die Oberfläche, und der Topf kann mühelos gereinigt werden.

tochter geht nicht in Erfüllung. Das Kind, das ihm seine spätgewählte Lebensgefährtin schenkt, darf die stolze Großmutter aus guten Gründen nicht ins „Anzeigenblättgen" setzen.

Die letzten Jahrzehnte ihres Lebens sind überdies von Krieg und Kriegsgeschrei erfüllt. Man lebt in täglicher Angst und Gefahr. Die tapfere Frau flieht nicht und am wenigsten nach Weimar, wo sie vielleicht nicht ganz gelegen käme. Ihre häusliche Ruhe ist gestört, die Einquartierung kocht in ihrer Küche, braucht ihre Mägde. „Aber das alles macht keine große Unruhe, denn etwas muß man doch tragen." Sie läßt keinen Trübsinn bei sich aufkommen, arbeitet, musiziert, geht spazieren, liest mit verteilten Rollen, kümmert sich erfolgreich um das Geschick der Freunde. Aber manchmal verrät ein Wort ihre wahren Empfindungen. „Was ich mache? So wenig wie möglich, und das Wenige noch obendrauf von Herzen schlecht. Wie ists aber auch anders möglich? Einsam, ganz allein mir selbst überlassen. Wenn die Quellen abgeleitet oder verstopft sind, wird der tiefste Brunnen leer." Oder ein andermal: „Mein sonst rosenfarber Humor ist etwas flohfarb geworden . . ." Dann stirbt sie. Nicht ungern. Das sind die äußeren Umrisse des Lebens der lustigen Frau Aja.

Wie mag es also kommen, daß sie nicht nur der Mit- und Nachwelt als ein Glückskind galt, sondern auch tatsächlich sich an jener guten Stunde ihres Lebens zu erfreuen wußte? Das ist ganz einfach. Was hier als Lebensresultat vorliegt, ist ein bemerkenswerter Fall von Selbsterziehung. Elisabeth Textor war ein kluges Mädchen. So hat sie unter ungünstigen Verhältnissen aus dem wunderbaren Rohmaterial, das ihr die Natur bot, jenes Kunstwerk geschaffen, welches wir bewundern: Frau Rat Goethe.

Vor allen Dingen ist sie eine Lobrednerin des heiligen Lebens. Leben, atmen ist eine Wonne an sich. Sie fragt nicht, was ist das Leben uns schuldig, und so lebt sie. Vor allen Dingen in Frieden mit sich und der Welt. Sich selber klar sehen ist ihre Forderung. Ohne Verkleinerung, ohne Vergrößerung, ohne Verzerrung. Ihre Vorzüge wertet sie als Glücksfälle: ihre Menschenliebe, ihre Anspruchslosigkeit, ihre Entschlossenheit. Deshalb überhebt sie sich nicht und moralisiert nicht. Zwischen Nord und Süd geboren, hat sie die pedantische Ordnungsliebe des Nordens, die sie zwingt, alles gleich frisch weg von der Hand zu tun, das Unangenehmste immer zuerst. Sie verschluckt den Teufel, ohne ihn zu begucken. Aber weil sie auch vom Süden ist, aufgewachsen in der milden Luft, die vom Taunus herüberweht, hascht sie die kleinen Freuden, bückt sich bereitwillig, wenn Türen niedrig sind und geht um Steine herum, wenn sie zu schwer sind, um weggeschafft zu werden. Beinahe alle Vorzüge dieser Frau sind erarbeitet, erworben. Sie hat in ihrer Jugend keine besondere Schulbildung genossen, aber in der Schule des Lebens hat sie fleißig gelernt, und mit Erfolg. Ihrer Überlegenheit über viele andere ist sie sich bewußt, wenn sie sagt: „Doch da mir Gott die Gnade getan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt hat, sondern daß sie nach Herzenslust hat wachsen und gedeihen, ihre Äste weit ausbreiten können und nicht wie die Bäume in den langweiligen Ziergärten zum Sonnenfächer ist verschnitten und verstümmelt worden, so fühle ich alles, was wahr, gut und brav ist, mehr als vielleicht tausend andere meines Geschlechts." Nicht nur diese Intuition, sondern auch Weisheit ist ihr Teil. „Mit Murren und Knurren bringts niemand um ein Haar weiter und das Schicksal dreht seine Maschine, ob wir lachen oder greinen." So beschließt Frau Rat zu lachen. Das ist ihre Größe.

Optimistische Hütchen.

Von Fritta.

Die Welt bleibt nicht stehen und die Mode nicht mit ihr. Auch dem trostlosesten Winter folgt der Frühling und den Winterhüten die Strohhütchen. Man kann sagen erheiternd und hoffnungsfroh, wie der Frühling, sind auch seine modischen Boten: die Hüte. Auch ein nicht immer sorgenfreier Frauenkopf fühlt sich unter einem kleidsamen, feschen Hut besser gelaunt, zuversichtlicher, optimistischer.

Es liegt schon ein gewisser Optimismus darin, frische, lebhafte Farben zu tragen, wie sie die neue Mode der Strohhüte vorschreibt. Ein leuchtendes Kobald- oder Kornblau, Saftgrün, frisch und hoffnungsfroh, ein leuchtendes Rot, ins Gelbe spielend, das sich Kastillanerrot nennt, und auch Geraniumrot genannt wird, ein sanftes Lila. Silbergrau wird als besondere Neuheit genannt, platinfarben, bleigrau. Aber gern mit farbigem Auspuß, sogar drei, vier Farben zusammen gemischt, wie die italienischen oder bulgarischen Landesfarben.

Es liegt schon ein gewisser Optimismus darin, „sich ein Sträuß'l an'n Hut zu stecken", Sträuß'l aus reizenden Feld-

Der Jugendfreund.

Der Bund der Eisenherzen

Die Straße, in der sich diese abenteuerlichen Dinge zugetragen haben, ist so lang und so schnurgerade, daß es aussieht, als liefe sie direkt in den Himmel hinein. Große, graue Häuser stehen wie die Soldaten in Reih und Glied zu beiden Seiten. Viele Tausende von Menschen wohnen darin. Es sind zumeist sehr arme Menschen. Sie wohnen dicht gedrängt in ihren Wohnungen, sie kennen sich, sie gehen zum selben Kaufmann, und die vielen Kinder gehen in die gleiche Schule und spielen am Nachmittag alle miteinander auf den Bürgersteigen und in den engen dunklen Höfen.

In dieser Straße wurde der „Bund der Eisenherzen" gegründet. Karl war der Hauptmann. Er war schon dreizehn Jahre alt. Die übrigen sechs „Eisenherzen" waren alle etwas jünger. Sie hießen: Hans, Fritz, Willy, Kurt Ede und Heinz. Wenn es wichtige Dinge zu beraten gab, setzten sich alle sieben „Eisenherzen" auf das Dach der Baubude auf dem benachbarten Holzplatz. Das Dach dieser Baubude zwischen hohen Holzstößen war das Hauptquartier der „Eisenherzen."



Karl wollte dem kleinen Jungen beispringen, aber die Übermacht der anderen war zu groß.

In der ganzen Straße kannte man die Sieben, und jeder hatte sie gern, nur die bösen Buben, die mit Zigaretten im Mund und Händen in den Hosentaschen in den Hausfluren herumstanden, machten dumme Witze, wenn sie ein Eisenherz allein trafen. Vor den Sieben hatten sie Angst. Denn es waren alles tapfere und starke Jungen, die ihre Fäuste gut zu gebrauchen wußten und sich fein verteidigen konnten.

Und das Verteidigen war ihre Hauptbeschäftigung. Das kam so. Eines Tages, als es noch keinen Bund der Eisenherzen gab, ging Karl allein über den Holzplatz. Da hörte er ein jämmerliches Schreien und sah einen wilden Haufen wütender Bengels, die auf einen kleinen Jungen losschlugen. Der hatte eine Tüte Bonbons geschenkt bekommen, und die wollten ihm die Schlingel wegnehmen. Karl überlegte nicht erst lange. Eins, zwei, drei, war er mitten in der Prügelei drin. Aber es ging ihm schlecht, denn die Übermacht der großen Jungen war zu groß. Das Schreien und Toben war so laut, daß von der Straße ein Haufen Jungens zusammenlief um zu sehen, was los sei. Die meisten standen und gafften. Sechs Jungen aber sprangen Karl zu Hilfe. Die dreisten Lümmel wurden mit Schimpf und Schande in die Flucht geschlagen. Der kleine Junge zog mit seinen Bonbons glücklich von dannen, und seine sieben Retter standen da und sahen sich an. Die Freundschaft war sofort beschlossene Sache. Das ging ohne viele Worte.

Sie trafen sich dann oft auf dem Holzplatz und spielten zusammen. Und auf dem Dach der Baubude wurde dann auch der Bund der Eisenherzen feierlich gegründet. Die Hauptbeschäftigung sollte das Verteidigen schwacher Kinder, Hunde und Katzen sein, die von den bösen Buben gequält wurden. Und das taten die „Eisenherzen" denn auch energisch.

Eines Abends saßen die Eisenherzen wieder einmal auf dem Baubudendach und überlegten gerade schweigend eine besonders wichtige Sache. Der Flickschuster Schulz hatte die Schwindsucht, und die Wohlfahrt hatte ihn in ein Waldsanatorium verschickt. Inzwischen saß die Frau ohne Geld daheim. Und eines Tages kam ein neues Unglück. Die Frau wurde von der Straßenbahn angefahren und mußte für mehrere Wochen ins Krankenhaus. Die Miete war auch nicht bezahlt. Nun sollten die vier Kleinen ins Waisenhaus kommen. Die sieben Eisenherzen hatten die Frau im Krankenhaus besucht. Sie weinte die ganze Zeit, denn wenn der Vater heimkäme, hätte er keine Wohnung und keine Werkstatt und die Möbel seien weg und die Kinder kämen alle auseinander. Es war ein schreckliches Unglück. Die Eisenherzen saßen ganz still und dachten nach. Aber wie sollten sie helfen. Soviel Geld, wie man dazu brauchte, gab es ja gar nicht.

Und plötzlich hörten sie in der Stille der Dämmerung ein merkwürdiges Geräusch. Trab, trab, kamen Menschen gelaufen. Ganz vorsichtig und leise.

Was war denn das? Die Jungen sahen sich erschreckt an, und Karl legte den Finger auf den Mund. Und da hörten sie auch das leise Flüstern. Man konnte aber doch jedes Wort verstehen. Das waren ja ganz gefährliche Burschen da unten. Die hatten gerade einen Kassenboten überfallen und jetzt waren sie der Polizei entwischt. Sie berieten lange, Dann vergruben sie ihre Beute in die Erde unter der Baubude, legten alle Geräte wieder darüber und verabredeten, nach drei Tagen erst wiederzukommen, um die Beute zu holen.

Die Eisenherzen warteten vor Schreck mit klopfendem Herzen beinah eine ganze Stunde. Dann berieten sie leise, was nun zu tun sei. Es war inzwischen ganz dunkel geworden. Es mußte spät sein. Da beschloß Karl: bis morgen mußten alle Eisenherzen schweigen. Morgen in aller Frühe, noch vor der Schule, sollten sie alle zusammen zur Polizei gehen und die Sache erzählen.

Am nächsten Morgen trafen sie sich, wie immer, an der Litfassäule, wo alle Nachrichten angeschlagen sind. Und da hing ein großes rotes Plakat: „Raub" stand darauf und dann darunter: „1000 M. Belohnung."

Die Jungens sahen sich schweigend an. Dann gingen sie schweigend zum Polizeirevier und meldeten die Sache. Drei Tage darauf hatte man die Übeltäter gefaßt, als sie ihre Beute holen wollten.



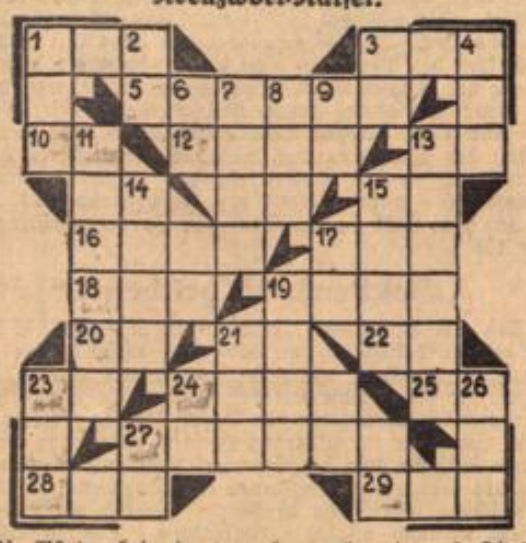
Und dann war eines Tages die ganze Straße in Aufregung: die sieben Eisenherzen zogen mit ihren Eltern ins Polizeipräsidium, um die Belohnung abzuholen, tausend Mark!

Vom Dach der Baubude beobachteten sie den geheimnisvollen Vorgang.

Natürlich bekamen die Eltern der Jungen alle etwas Geld. Vor allem aber wurde der Familie des Flickschusters Schulz gründlich geholfen. Es war wie im Märchen. Und außerdem kam ein schöner Betrag als Grundstock in die Bundeskasse. Damit wollen sie vielen helfen, denn in der großen Straßen gibt es immer, immer Not.

Rätsel und Spiele.

Kreuzwort-Rätsel.



Die Wörter bedeuten von oben nach unten: 1. Titel türk. Befehlshaber, 2. Bezeichnung kleiner Flüsse, 3. Auerochs, 4. Stadt an der Donau, 6. Konjunktion, 7. nordischer Gott, 8. Raubtier, 9. Feldmaß, 11. Land in Asien, 13. Oper von Lortzing, 14. Teil des Körpers, 15. Oper von Verdi, 19. Verpflegung, 21. arkadischer Hirtengott, 23. Nebenfluß der Donau, 24. japanisches Nationalspiel, 26. Brite.

Von links nach rechts: 1. Papagei, 3. Nachtvogel, 5. männl. Vorname, 10. Faultier, 12. Blutgefäß, 13. Präposition, 16. deutscher Dichter, 17. spanischer Nationalheld, 18. Fluß in Thüringen, 19. türkischer Richter, 20. Tonstufe, 21. Fluß in Oberitalien, 22. Präposition, 23. Präposition, 24. Besucher, 25. Lebensmittel, 27. Büroraum, 28. Herrschertitel, 29. englisches Bier.

Bilder-Rätsel.



Kombination.

swa steihfl ud ei neld ovr erd tewl,
ise libbet dri cohd urz ise et!
murd ise nie namn dun ise eni dehl
dun setll' cihd hri muz tries et.

Jede Buchstabengruppe bedeutet eine Silbe eines Gedichts von Julius Sturm. Wer hilft die durcheinander geratenen Buchstaben sinngemäß zu ordnen?

Silben-Rätsel.

Aus den Silben
a — aar — be — berg — berst — bruck — che — cho — da — dampf — dra — e — er — es — fe — för — ga — gau — gen — hy — inns — kon — lauf — le — le — lent — lied — lis — lun — meau — min — na — na — ne — ni — ni — no — o — o — pe — phrit — pi — pres — ra — ran — rie — schiff — schnep — se — ster — strind — symp — ta — ta — to — tom — tri — tru — um — um — umph — va — vreau — zy

sind 25 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, eine Bauernregel ergeben.

(ch ist ein Buchstabe.)

Die Wörter bedeuten:

1. Säulenhalle, 2. baumwoll. Gewebe, 3. sagenhafte Schlange, 4. Pfeilerspiegel, 5. Wasserfahrzeug, 6. Stadt am Inn, 7. Weltsprache, 8. Kennzeichen, Äußerung einer Krankheit, 9. Rauschgift, 10. Schmuckstein, 11. Epos aus dem Mittelalter, 12. Oper von Verdi, 13. Nadelholzbaum, 14. Weg der Gestirne, 15. Waldhüter, 16. Schweizer Kanton, 17. Sumpfvogel, 18. großer Sieg, 19. Deutscher Dichter, 20. Riesenschlange, 21. Epidemie, 22. künstlerische Begabung, 23. nordischer Dramatiker, 24. Ziegenleder, 25. hoher Offizier.

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____
7. _____
8. _____
9. _____
10. _____
11. _____
12. _____
13. _____
14. _____
15. _____
16. _____
17. _____
18. _____
19. _____
20. _____
21. _____
22. _____
23. _____
24. _____
25. _____

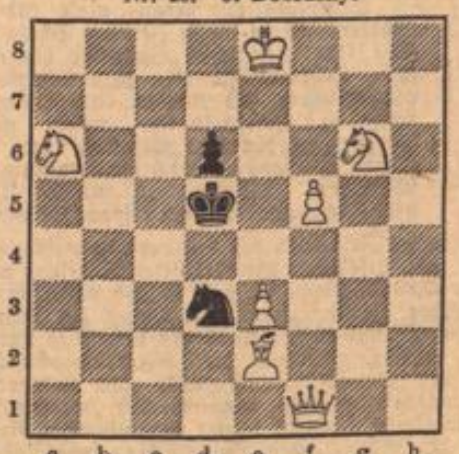
Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Tod, 2. Ems, 3. Esel, 4. Glas, 5. Abt, 6. Heu, 10. Ara, 12. Violine, 14. Ahn, 15. Ebert, 16. Etude, 17. Cie., 18. Uri, 20. Ase, 21. Gut, 24. Mai, 26. Ulk, 28. Ilse, 29. Terz, 30. Rad, 31. Alm, 33. Axt, 34. Ter. Waagerecht: 1. Tee, 3. eng, 5. ach! 7. Mus, 8. Lob, 9. das, 11. Eva, 13. Tau, 15. Elise, 17. Caub, 19. Tang, 22. Reblaus, 23. Emir, 25. Deut, 27. Tinte, 30. Ria, 32. Lee, 33. Alt, 35. Los, 36. Rez, 37. Dom, 38. Erz, 39. Tor. — **Rösselsprung:** In keiner Gilde kann man sein, man wisse denn zu schultern sein; das, was sie lieben, was sie hassen, das muß man eben geschehen lassen; das, was sie wissen, läßt man gelten, was sie nicht wissen, muß man schelten, Althergebrachtes weiterführen, das Neue klüglich retardieren: Dann werden sie dir zugestehn, auch nebenher deinen Weg zu gehn. — **Umstell-Rätsel:** Nassau, Assuan. — **Silben-Rätsel:** 1. Intervall, 2. Swedenborg, 3. Trient, 4. Dogge, 5. Exaudi, 6. Rhododendron, 7. Habakuk, 8. Odessa, 9. Raffael, 10. Neustadt, 11. Urkunde, 12. Namur, 13. Gotthelf, 14. Wupper, 15. Anjou, 16. Runge, 17. Mostrich, 18. Scheffel, 19. Osterei, 20. Füllen, 21. Ohrring. Ist der Hornung warm, so folgt ein kalter Frühling. — **Skat-Aufgabe:** Hinterhand hatte: Karo-Bube, Kreuz-10, -7, Pik-8, Karo-10, -König, -Dame, -9, -8, -7. Im Skat lagen Herz-10 u. -8. Hh. macht den Kreuz-Solo mit Schneider verloren, wenn sie statt Pik-8 den Herz-Buben hat. Das Pik-As des Spielers wird in Hh., sein Karo-As in Vh. getrumpft, so daß er in den ersten drei Stichen (2 Pik und Karo) bereits 69—71 Augen abgibt. Hh. sticht demnächst auch Herz-As und die Gegner haben, mag der Spieler auf das zweitemal Karo (König oder Dame) seine Herz-Dame abwerfen oder den Kreuz-König mit einem Buben nehmen, in jedem Falle mehr als 90 Augen.

Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

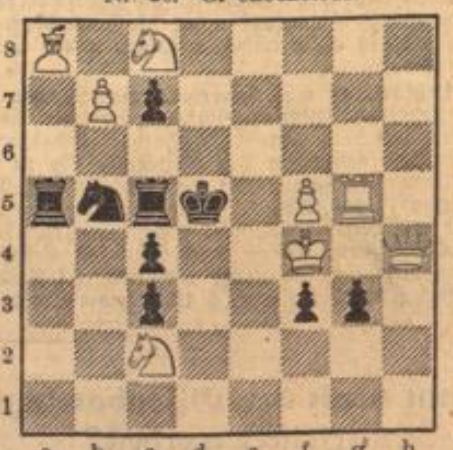
Nr. 25. J. Dobrusky.



Weiß: Ke8, Df1, Le2, Sa6, g6, Be3, f5.
Schwarz: Kd5, Sd3, Bd6.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 26. G. Chocholous.



Weiß: Kf4, Dh4, Tg5, La8, Sc2, c8, Bb7, f5.
Schwarz: Kd5, Ta5, c5, Sb5, Bc3, c4, c7, f3, g3.

Matt in 2 Zügen.

Das „En-passant-Schlagen" der Bauern.

Es ist bekannt, daß es jedem Bauern gestattet ist, einmal in der Partie, nämlich bei seinem ersten Zuge (von seinem ursprünglichen Standplatz aus) auch zwei Schritte zu ziehen. Dieses Privilegium erleidet jedoch folgende Beschränkung: Wenn ein Bauer durch seinen Doppelschritt unmittelbar neben einen feindlichen Bauer zu stehen kommt, so kann dieser ihn so schlagen, als ob Ersterer nur einen Schritt gegangen wäre. Der Bauer muß dies jedoch im nächsten Zuge tun, da sonst für ihn das Recht dieser besonderen Schlagweise in Bezug auf den in Rede stehenden Bauern durch die ganze Partie aufgehoben ist. Gesetzt den Fall, daß ein auf b7 stehender schwarzer Bauer von seinem Rechte Gebrauch machend in einem Doppelschritt nach b5 zieht und also an einem feindlichen weißen Bauern auf a5 vorbei, neben diesen zu stehen kommt, so kann der weiße Bauer a5 nun seinerseits das Gesetz des „En-passant-Schlagens" anwenden und den Gegenbauer „im Vorbeigehen" gerade so wegnehmen, als wenn er nur einen Schritt, nach b6 gemacht hätte. Der Führer der weißen Steine nimmt in diesem Beispiele den schwarzen Bauern auf b5 weg, setzt aber seinen eigenen auf jenes Feld, auf das der schwarze Bauer bei einem einfachen Schritte zu stehen gekommen wäre, also hier auf b6. Das Recht, einen Bauern en passant zu schlagen, kann unter Umständen auch zur Pflicht werden, und zwar dann, wenn ein Spieler dazu Gelegenheit, sonst aber keinen anderen Zug auf dem Brette hat. Gegen das „En-passant-Schlagen", als eine aus mehreren Gründen unlogische Abnormität, haben s. Z. viele Schachkritiker, selbst Meister, losgezogen. Was nun auch sich für oder gegen diese Ausnahmeregel vorbringen ließe, so viel steht fest, daß sie zur Bereicherung der Kombination, sowohl im wirklichen wie im Kunstspiele viel beiträgt und heute, weil schon zu sehr in Theorie und Praxis eingebürgert, auch kaum mehr auszumerzumerzen wäre.

Partie Nr. 14. Gespielt am 26. August 1931 im Meisterturnier zu Swinemünde. Königsindisch

Weiß: Helling. Schwarz: Bogoljubow.

1. d4—Sf6, 2. c4—g6, 3. Sc3—Lg7, 4. e4—d6, 5. f3 Gilt heute für solider und nachhaltiger als das „indische Vierbauern-Spiel 5. f2—f4". 5. ... Sd7, 6. Le3—e5. Kmoch formuliert im Bilguer-Nachtrag für die königsindische Eröffnung folgende wichtige Regel: Gegen das Vierbauernspiel hat sich der Vorstoß c7—c5 bewährt, gegen das Dreibauernspiel, wie überhaupt gegen alle Angriffsstellungen, bei denen Weiß weniger als vier Bauern in das Zentrum vorrückt, ist der Zug e7—e5 am Platze. 7. Dd2. In diesen und ähnlichen Stellungen wird auch häufig 7. d4—d5 gespielt. 7. ... e×d4, 8. L×d4—0-0, 9. 0-0-0—Sb6, 10. g4—Le6, 11. b3—c5. Hierdurch wird der Bauer d6 rückständig und zum Todeskandidaten gemacht. Zu einem so regelwidrigen Zuge gehört ein hoher Grad von Optimismus und Selbstvertrauen. 12. Le3—Sfd7, 13. Lh6—Lg×h6, 14. D×h6—Df6, 15. Kc2—Se5, 16. Lg2—Tfd8, 17. Sge2—S×f3. Ein Fehlgriff, der Schwarz die Partie kosten sollte. 18. L×f3—D×f3, 19. h4. Hier versäumt Weiß die entscheidende Fortsetzung. 19. Tdf1—D×g4, 20. Sf4—Lc8, 21. Thg1—Dd7, 22. Sh5, die dem Schwarzen nur die Wahl zwischen Matt oder Damenverlust läßt, 19. . . Df6, 20. h5—Dg7, 21. h×g6—D×h6, 22. g×f7+. Zum Schluß noch ein dicker Fehler. 22. ... Kg7. Aufgegeben.

Lösungen: Nr. 13. 1. Th3. Nr. 14. 1. Sf6. Angegeben von Ludw. Nickel, Karl Kahl, Ingenieur Schmitt.

Lustige Ecke.



Ohne Vorbereitung.

„Und jetzt, meine Herrschaften, werde ich Ihnen ein Experiment ganz ohne Vorbereitung zeigen."

Der Unterschied.

„Sie sind garnicht so dumm, wie Sie aussehen!"
„Danke sehr! Sehen Sie, und das ist gerade der Unterschied zwischen uns beiden!" (Humorist.)

Gut angelegt.

„Was hat denn Deine Schwester für die zehntausend Mark bekommen, die sie geerbt hat?"
„Einen Mann!" (L'Illustré.)

Die lieben Freunde.

„Ja, es ist ein Jammer mit dem alten Heinemann. Seit er sein Vermögen verloren hat, wollen ihn die Hälfte seiner Freunde nicht mehr kennen!"
„Und die andere Hälfte?"
„Die wissen es noch nicht!" (Answers).



Klar.

Sie: „Ich fürchte mich so vor der Seekrankheit! Was soll man denn bloß an Bord essen?"
Er: „Immer das Billigste, liebe Eulalie."

Frauen.

„Aber liebe Frau Peters, warum sind Sie denn nicht zu meiner Geburtstagsgesellschaft am Donnerstag gekommen, wie Sie es mir versprochen hatten?"

„Ach, ich fühlte mich den Tag sehr schlecht und konnte garnichts essen!"

„Aber liebe Frau Peters, das hätten Sie doch auch bei mir tun können!" (Söndagsnisse.)

Nach dem Kostümfest.

„Warum bist Du mit Erich Kaiser böse? Habt Ihr Euch gezankt?"

„In der vergangenen Woche waren wir doch auf dem Kostümball. Er hatte mir vorher fest versprochen, mich nicht zu küssen, und denke nur, diese Unverschämtheit — er hat sein Versprechen gehalten!" (Passing Show).

Gesetz und Rechtspflege.

Wie muß ein Lehrvertrag aussehen?

Augenblicklich stehen viele Eltern von Schülern, die in kurzer Zeit die Schule verlassen oder ihre gesetzlichen Vertreter vor der Aufgabe, Lehrverträge über ihre Schutzbefohlenen abzuschließen. Es werden darum einige Hinweise von Interesse sein, welche gesetzlichen Vorschriften für den Abschluß von Lehrverträgen bestehen, da durch die Kenntnis der einschlägigen Bestimmungen unter Umständen viel Unannehmlichkeiten erspart werden können.

In neuerer Zeit wird der Lehrvertrag meistens tariflich geordnet. Er ist jedoch einer tariflichen Regelung nur fähig, soweit er Arbeitsvertrag ist, und es sind daher nur Bestimmungen über die Vergütung, die Dauer der Lehrzeit und die Arbeitszeit und dem Urlaub des Lehrlings durch Tarifvertrag zulässig, während die öffentlich-rechtlichen Vorschriften der Gewerbeordnung über den Lehrvertrag als Ausbildungsvertrag stets unabänderlich bestehen bleiben. Zur Anwendung kommen ferner aushilfsweise die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches, insbesondere über den Dienstvertrag, zumal beim Lehrvertrag beiderseitige Dienstpflichten bestehen, in der Regel allerdings überwiegend auf Seiten des Lehrlings, da man die Pflicht des Lehrherrn zur Belehrung und Unterweisung des Lehrlings auch als Vergütung für die vom Lehrling geleistete Arbeit auffassen kann.

Hiernach ergibt sich für den Abschluß des gewerblichen Lehrvertrages folgendes (wobei sich die ohne nähere Bezeichnung angegebenen Paragraphen auf die Gewerbeordnung und die Ausführungen ohne näheren Angaben auf § 126b daselbst beziehen):

Der Lehrvertrag muß innerhalb vier Wochen nach Beginn der Lehre schriftlich abgeschlossen werden. Andernfalls könnte der Lehrherr durch die Ortspolizeibehörde hierzu angehalten und außerdem mit Geldstrafe bis zu 20 Mark oder im Unvermögensfalle mit Haft bis zu drei Tagen bestraft werden (§ 150, Abs. 1, Ziffer 4a). Freilich hängt die Gültigkeit des Lehrverhältnisses nicht vom schriftlichen Abschluß des Lehrvertrages ab, doch kann der Lehrherr beim unbefugten Verlassen der Lehre Anspruch auf Rückkehr oder Zurückführung des Lehrlings (§ 127), sowie Entschädigungsansprüche (§ 127f) nur geltend machen, wenn der Lehrvertrag schriftlich abgeschlossen war. Der Lehrvertrag ist kosten- und stempelfrei und muß enthalten: 1. Die Bezeichnung des Gewerbes oder des Zweiges der gewerblichen Tätigkeit, in welchem die Ausbildung erfolgen soll; 2. die Angabe der Dauer der Lehrzeit; 3. die Angabe der gegenseitigen Leistungen; 4. die gesetzlichen und sonstigen Voraussetzungen, unter denen die einseitige Auflösung des Lehrvertrages zulässig ist. Auf Lehrlinge in staatlich anerkannten Lehrwerkstätten finden die vorstehenden Bestimmungen keine Anwendung; für diese besteht vielmehr eine besondere Regelung gemäß §§ 129, Abs. 6 und 131, Abs. 2. Ist der Lehrling minderjährig, so wird der Lehrvertrag von ihm mit Zustimmung des gesetzlichen Vertreters oder durch Letzteren im Namen des Minderjährigen abgeschlossen. Schließt der gesetzliche Vertreter im eigenen Namen ab, wie es bei den Eltern vermutet wird, so haftet er für ein etwa vereinbartes Lehrgeld und für Anhaltung des Lehrlings zur Pflichterfüllung. Steht der Lehrling unter Vormundschaft, so ist zum Abschluß eines Lehrvertrages für längere Zeit als ein Jahr die Genehmigung des Vormundschaftsgerichts einzuholen (§ 1822, Ziffer 6 des Bürgerlichen Gesetzbuches); hierbei hat das Gericht den Mündel vorher zu hören (§ 1827 daselbst).

Bei einem Lehrverhältnis zwischen Eltern und Kindern ist ein schriftlicher Lehrvertrag nicht erforderlich, wenn das Bestehen des Lehrverhältnisses, der Tag seines Beginns, das Gewerbe, in welchem die Ausbildung erfolgen soll, und die Dauer der Lehrzeit der Handwerkskammer schriftlich angezeigt wird. Ein rechtsgültiger Lehrvertrag zwischen Eltern und Kindern könnte aber auch — nach freier Wahl der Eltern — in der Weise abgeschlossen werden, daß dem Minderjährigen vom Vormundschaftsgericht ein Pfleger bestellt wird, um in Vertretung des Kindes mit dem Vater oder der Mutter zu verhandeln (§§ 181 und 1909 des Bürgerlichen Gesetzbuches). Bestimmungen über die Beteiligung der Innung am Lehrvertrag finden sich in § 129b. Für Handlungslehrlinge und für Lehrlinge in Apotheken gelten die Vorschriften der Gewerbeordnung über den Lehrvertrag nicht (§ 154, Abs. 1, Ziffer 1 und 2); für Handlungslehrlinge kommen namentlich die §§ 76 fg des Handelsgesetzbuches in Betracht.

Dr. G. U.

Wann muß der Offenbarungseid geleistet werden?

Es ist menschlich begreiflich, wenn ein Gläubiger, dessen Forderung uneintreibbar erscheint, seinen Schuldner als letztes Mittel zum Offenbarungseid zu zwingen versucht. Andererseits aber muß man auch wieder bedenken, daß es selbst in heutiger Zeit noch viele Menschen gibt, die die Ablegung dieses Eides als eine Schande betrachten. Es ist doch häufiger vorgekommen, daß sich bisher angesehene Kaufleute lieber zum Freitod entschlossen, als zur Leistung des Offenbarungseides. Man muß auch zugeben, daß in heutiger Zeit nicht selten nutzlose Ableistungen des Eides vorgenommen werden. Deshalb ist es notwendig, daran zu erinnern, in welchen Fällen der Offenbarungseid abgelegt werden muß. Dieser Eid hat seine Grundlage in § 807 ZPO. Er ist dort als ein Hilfsmittel vorgesehen für den Fall, daß der Gläubiger vom Vorhandensein von Schuldnervermögen auf andere Weise keine Kenntnis erlangen kann. Der Paragraph setzt jedoch, wie in der „Deutschen Juristen-Zeitung" ausgeführt wird, voraus, daß die Pfändung nicht zu einer vollständigen Befriedigung des Gläubigers geführt hat, oder daß glaubhaft gemacht wird, die Pfändung würde nicht zu einer solchen Befriedigung führen. Nun hat die Rechtsprechung angenommen, daß der Fall einer nichtbefriedigenden Pfändung schon dann gegeben sei, wenn ein Dritter die vorgenommene Pfändung mit Erfolg angegriffen habe. Wenn man nun aber schon in diesem Fall eine Verpflichtung zur Leistung des Offenbarungseides sieht, so befindet man sich auf dem besten Wege zur Erzwingung einer nutzlosen Eidesleistung. Ist es doch möglich, daß der Schuldner pfändbare Gegenstände besitzt, die zu verheimlichen er gar nicht beabsichtigt, die aber der Gerichtsvollzieher bei der Pfändung zufällig nicht gewählt hat. Außerdem muß man bedenken, daß — wenn eine erfolgreiche Intervention durchgeführt wird — in Wirklichkeit ja gar nicht eine Pfändung des Vermögens des Schuldners stattgefunden hat. Überdies muß man noch eins bedenken: Wenn in § 807 ZPO. von Pfändung gesprochen wird, so ist damit noch nicht die vorgenommene Pfändung gemeint, sondern das Gesetz will vielmehr von einer Einrichtung der Zwangsvollstreckung sprechen. Der Sinn des Gesetzes ist also der, daß es überhaupt keine Möglichkeit geben darf, im Wege von Pfändungen Befriedigung zu erlangen, bevor die Leistung des Offenbarungseides verlangt wird. Wenn also eine vorgenommene Pfändung nicht zum Ziel führt, so kann damit glaubhaft gemacht werden, daß auf diesem Wege Befriedigung nicht zu erlangen sei. Es ist aber fraglich, ob das Gericht diese Tatsache schon auf Grund des Fehlgreifens eines einzelnen Pfändungsaktes als glaubhaft ansehen will. Meist wird der Nachweis verlangt werden, daß keine Möglichkeit bestand, im Wege der Pfändung Befriedigung zu erlangen, und dies kann nur dann geschehen, wenn ein Pfändungsversuch fruchtlos geblieben ist, weil keine pfändbaren Gegenstände vorgefunden wurden. Nur in diesem Fall, aber nicht schon durch das Fehlgreifen eines einzelnen Pfändungsaktes, der zunächst erfolgreich war, wird dargetan, daß durch die Pfändung keine Befriedigung herbeigeführt werden kann. Die Pfändung muß also an allen Orten fruchtlos versucht sein, an denen der Schuldner pfändbare Sachen im Gewahrsam hat. Aber selbst dann, wenn der Schuldner zur Leistung des Offenbarungseides geladen ist, und nun pfändbare Sachen angibt, muß erst deren Pfändung versucht werden. Die Verpflichtung zur Leistung des Offenbarungseides bleibt also auf die Fälle beschränkt, in denen anders die Vermögensverhältnisse des Schuldners nicht offengelegt werden können.

H. S.

Was ist Kredittäuschung?

Das Reichsgericht hatte sich vor einiger Zeit mit einem besonders schwierigen Fall zu beschäftigen, in dem zur Diskussion stand, ob die Sicherung des Darlehnsgebers auch in der Form zulässig sei, daß die Außenstände des Schuldners an den Gläubiger des Darlehnsgebers abgetreten werden. Diese Frage wurde bejaht. Die Wirksamkeit des Abtretungsvertrages wird nicht einmal dadurch berührt, daß der Schuldner, und unter gewissen Umständen auch ein Dritter, zur Einziehung der abgetretenen Forderungen ermächtigt ist. In der Revision wurde um Nachprüfung gebeten, ob nicht die Abtretungen und Sicherungsübereignungen des Schuldners an seine Bank als Kredittäuschungsverträge nichtig gewesen waren. Die Übertragung der Rechte blieb nach außen hin versteckt. Deshalb sei der Gemeinschuldner seinen wahren Gläubigern nach wie vor als kreditfähig erschienen. In Wirklichkeit sei er aber nahezu aller greifbaren Vermögensstücke beraubt gewesen. Die Bank habe diesen Erfolg ihrer Kreditsicherung aus dem Umfang des in Anspruch genommenen Kredits erkennen müssen, und wenn ihr dies nicht zum Bewußtsein gekommen sei, so habe sie grob fahrlässig gehandelt. Auch das unter Beweis gestellte Vorbringen des Beklagten sei erheblich, nämlich die Tatsache, daß der Gemeinschuldner ohne die Diskontierung seiner Außenstände spätestens im Sommer 1928 seinen Verpflichtungen nicht mehr nachgekommen, daß ihm also die Fortführung seines Geschäfts nur durch die Kreditgewährung möglich gewesen wäre. Dafür hatte er allerdings fast die gesamten Außenstände abtreten müssen. Die sogenannte Diskontierung von Buchforderungen entspricht bei dem heutigen Mangel an Betriebskapital einem dringenden Wirtschaftsbedürfnis. Für jede einzelne Abtretung einer Forderung hat nun der Schuldner die Gegenleistung durch Auszahlung des entsprechenden Darlehnsbetrages erhalten. Keineswegs ist aber ein Kaufmann, der seine Außenstände verpfändet, an Händen und Füßen gebunden, denn er kann ja über sein Warenlager frei verfügen. Es fehlt also an einer tatsächlichen Unterlage dafür, daß dem Gemeinschuldner durch die Verträge annähernd alle greifbaren Vermögensstücke durch Übereignung entzogen worden sind, denn es verblieben ihm noch das Warenlager und die nicht an die Bank abgetretenen Vermögensstücke. Auch der Umstand, daß der Schuldner seine weiteren Forderungen an eine andere Kreditanstalt abgetreten hat, ändert an der Zuverlässigkeit der von der Klägerin vorgenommenen Geschäfte nichts. Gewiß ist eine Kreditgewährung an einen in Vermögensverfall geratenen Schuldner nicht immer erwünscht, denn sie kann zur Schädigung von Personen führen, die mit dem Schuldner in neue Geschäftsverbindung treten. Aber eine unerlaubte Handlung des Kreditgebenden wird in einer solchen Kreditgewährung nur ausnahmsweise gefunden werden können. Jeder Dritte, der mit einem Geschäftsmann in Verbindung tritt, hat eben die Pflicht, sich selbst über dessen Vermögenslage zu unterrichten, er muß heute mit der Möglichkeit rechnen, daß der Kunde seine Außenstände ganz oder teilweise abgetreten hat. („Juristische Wochenschrift.")

H. S.

Haftung der Reichsbahngesellschaft für Eisenbahnunfälle

Dem Kläger wurde, als er in einem Eisenbahnzug fuhr, die Hand, unaufgeklärt durch Berührung mit welchem Gegenstand, abgerissen. Unmittelbar vor dem Unfall winkte er aus dem Fenster einem Rheindampfer zu und befand sich dabei mit seiner Hand, vielleicht auch mit dem Unterarm außerhalb des Wagens. Auf seine Schadenersatzklage hin verurteilte das Berufungsgericht die Reichsbahngesellschaft, ihm zwei Drittel seines Schadens zu ersetzen. Die Reichsbahngesellschaft griff das Urteil mit Revision an, weil Kläger gegen das bekannte strenge Verbot des Hinauslehnens verstoßen habe und auf seiner Seite deshalb ein Verschulden vorliege, das ihre Haftung ausschließe. Das Reichsgericht wies die Revision zurück: Ein Verschulden des Verletzten schließe keineswegs die Haftung der Reichsbahn nach § 1 des Haftpflichtgesetzes aus. Der Haftung der Beklagten aus der Betriebsgefahr stehe in vorliegendem Fall die Haftung des Beschädigten für sein eigenes schuldhaftes Verhalten gegenüber. Daher sei in sinngemäßer Anwendung des § 254 des Bürgerlichen Gesetzbuches abzuwägen, ob das Verschulden des Beschädigten derart erheblich sei, daß demgegenüber die Bedeutung der Betriebsgefahr vollkommen zurücktrete. Nur in diesem Falle sei die Haftung der Reichsbahn vollständig ausgeschlossen. Sonst sei, wenn das Verschulden des Verletzten nicht ganz unbedeutend war, abzuwägen, wie weit der Unfall vorwiegend durch die Betriebsgefahr oder durch das Verhalten des Verletzten herbeigeführt sei. Die Schwere des Verschuldens müsse die Reichsbahn beweisen. Das Berufungsgericht habe mit Recht das Verschulden des Verletzten nicht so hoch bewertet, daß es die Haftung der Reichsbahn vollständig ausschließe, weil die Gefahr einer Verletzung unter den gegebenen Verhältnissen nicht sehr nahe gelegen habe. Anderseits war das Verschulden des Verletzten auch nicht unbedeutend, so daß die Zuerkennung von zwei Dritteln des Schadens durchaus gerechtfertigt war. (Urteil des Reichsgerichts IX, 14/31 vom 16. Mai 1931 in der Deutschen Juristen-Zeitung 1931, Seite 1383).

„Geschenkt ist geschenkt."

Das alte Sprichwort „geschenkt ist geschenkt", d. h. was man einmal verschenkt hat, darf man nicht wieder zurückfordern, ist juristisch durchaus nicht immer gültig. Wenn Herr K. die blaue Vase mit dem zartgrünen Blumenmuster, die er zum 50. Geburtstag von Tante Amalie erhalten hatte, seinem Schwager zur silbernen Hochzeit verehrt in Unkenntnis der Tatsache, daß der Schwager sie Tante Amalie einstmals als Geburtstagsangebinde gegeben hatte, so kann er dieses schöne und sicher dankbaren Herzens aufgenommene Geschenk niemals wieder zurückfordern. Das ist nicht nur ein Beispiel für den Kreislauf alles Irdischen, sondern auch ein Beispiel für den Grundsatz, daß Pflicht- und Anstandsgeschenke nicht widerrufen werden können. Wenig bekannt ist es aber, daß im übrigen der Grundsatz „geschenkt ist geschenkt" nicht immer gilt. Sonst wäre es Herrn H. sehr schlecht ergangen. Dieser gutmütige Mensch hatte seinem Neffen ein wertvolles Mietgrundstück geschenkt. Er konnte sich das leisten, weil er auf der Bank ein stattliches Guthaben hatte, von dessen Zinsen er bis an sein selig Ende bequem leben konnte, wenn, ja wenn die böse Inflation nicht gekommen wäre. Das Kapital zerronn und Herr H. stand mittellos da. In diesem Falle konnte er mit Recht die Herausgabe des verschenkten Grundstücks verlangen. Der Schenker kann nämlich wegen Armut die Herausgabe des Geschenkes fordern, soweit er nach der Vollziehung der Schenkung außerstande ist, seinen standesgemäßen Unterhalt zu bestreiten und seine Unterhaltspflichten zu erfüllen. Allerdings hat der Gesetzgeber diesen Grundsatz weise beschränkt. Wenn Herr H. sein Vermögen nicht rechtschaffen in der Inflation verloren, sondern verpraßt und vergeudet, seine Bedürftigkeit also vorsätzlich oder grob fahrlässig herbeigeführt hat, hat er keinen Anspruch auf Herausgabe des Grundstücks. Außerdem ist die Rückforderung ausgeschlossen, wenn zehn Jahre verstrichen sind oder der Beschenkte selbst in Armut lebt. Eine Schenkung kann auch widerrufen werden, wenn sich der Beschenkte groben Undanks schuldig macht, allerdings nur innerhalb eines Jahres. Zum Schluß dieses kleinen Ausflugs in das Schenkungsrecht sei noch der tragische Fall des Fräulein Pia erwähnt. Diese Dame hatte einen noblen Verehrer, der ihr in einer edlen Gemütswandlung einen wunderschönen Nerzpelz versprach. Da Fräulein Pia von Natur aus sehr vorsichtig war, ließ sie sich das Versprechen schriftlich geben, denn sie ahnte etwas. Ihre trüben Ahnungen bewahrheiteten sich sehr bald, als sie zart mahnte. Ihr Verehrer bekam nämlich Kopfschmerzen und wichtige geschäftliche Besprechungen. Und ward nicht mehr gesehen. Fräulein Pia lief zum Kadi mit ihrem Zettel und verklagte den Treulosen auf Erfüllung des Versprechens. Der Richter mußte ihr aber auseinandersetzen, daß jedes Schenkungsversprechen gerichtlich oder notariell beurkundet sein müsse. Und die Moral dieser Geschichte eines gebrochenen Herzens? Laßt euch Schenkungsversprechen gerichtlich oder notariell beurkunden, denn weder das mündliche Versprechen „Zu Weihnachten bekommst du 50 000 Mark", noch die schriftliche Erklärung „Ich bestätigte, daß ich zu Weihnachten . . . . schenken werde" reichen nicht aus, um eine gerichtliche Klage mit Erfolg durchzufechten.

Rechts- und Steuerfragen.

Nur kleine Anfragen von allgemeinem Interesse werden hier — jedoch unter Ausschluß der Haftung — beantwortet.

Gesetzliche Miete.

Unter den Voraussetzungen des § 13a Reichsmietengesetz kann der Vermieter bei baulichen Veränderungen am Miethause, die den Gebrauchswert erhöhen, die zur angemessenen Verzinsung und Tilgung des aufgewandten Kapitals erforderlichen Beträge auf die Mieter umlegen. Wenn die Umlage bereits bei Ihrem Vormieter begonnen hat, und Sie bei Ihrem Zuzug gesetzliche Miete auf der Grundlage der ordnungsmäßig festgesetzten Friedensmiete vereinbart haben, müssen Sie u. E. auch weiterhin die Umlage für die elektrische Nachtbeleuchtung zahlen. Die Zahlungspflicht fällt erst dann weg, wenn durch die Umlagen die Aufwendung des Vermieters hinsichtlich des Kapitals für die Anlage getilgt ist. Darüber wird im Streitfalle das ordentliche Gericht entscheiden.

Rentenzahlung der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte unterliegen der Einkommensteuer.

Ob die Veranlagungen für 1929/30 richtig sind, vermögen wir auf Grund Ihrer Angaben nicht zu entscheiden. Bei Steuerforderungen gibt es kein pfändungsfreies Mindesteinkommen, so daß also eine Pfändung Ihrer Rente statthaft sein würde. — Es dürfte zweckmäßig sein, wenn Sie auf dem zuständigen Finanzamt persönlich vorsprechen und sich nach dem Entscheid über Ihren Einspruch erkundigen würden. Ein Gesuch um Niederschlagung der Steuer aus Billigkeitsgründen hätte unbedingt Aussicht auf Erfolg. (J. P.)

Entziehung des Mandats.

Wenn Sie mit Ihrem Anwalt nicht zufrieden sind und es für ratsamer halten, daß Sie in dem von Ihnen geführten Prozesse von einem anderen Anwalt besser vertreten werden, so können Sie jederzeit Ihrem Rechtsanwalt das Mandat entziehen und einem anderen Rechtsanwalt mit Ihrer Vertretung bevollmächtigen. Sie müssen aber im Falle der Kündigung des zwischen Ihnen und dem Anwalt geschlossenen Dienstvertrages die bereits entstandenen Kosten und Gebühren bezahlen, sofern nicht die Kündigung durch pflichtwidriges Verhalten des Anwalts gerechtfertigt ist, und seine bisherigen Leistungen infolge der Kündigung für Sie kein Interesse mehr haben (§ 628 BGB.). (A. K.)

Kosten für Eintragung einer Hypothek.

Die Kosten für die Eintragung einer Hypothek in Höhe von 6000 M. betragen beim Notar 24 M., plus 10 M. Stempel, beim Gericht 24 M. Außerdem kommen, wenn ein Hypothekenbrief erteilt wird, ca. 3 M. für Schreibgebühren hinzu. (O. R.)

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 79. Sonntag, 20. März 1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

26. Fortsetzung. (Nachdruck verboten).

„Setz dich, Tochter", sagt der Vater, der selber hinter seinem Tische sitzt und die Ellbogen, wie gewöhnlich, auf das längliche Kissen stützt. „Ich möchte mit dir reden. Dein August gefällt mir nicht. In ihm frißt ein Wurm, der ihn zerstört. Weißt du, was es ist?"

Ottilie schweigt, sie muß sich Mühe geben, den Blick dieser Augen auszuhalten, die groß auf sie gerichtet sind. „Ach, lieber Vater", sagt sie endlich, „ich weiß mir gar nicht mehr zu helfen . . . Sie leben hier für sich, aber wenn Sie immer oben bei uns wären . . . er ist oft in einem Zustande, daß ich glaube, es kann nur mit dem Wahnsinn oder mit dem Tode enden . . .?"

„Aber wie ist es dazu gekommen?" sagt der Vater und wendet den Blick nicht von ihr. „Nun, einerlei", fährt er fort, und in seinem großen, undurchdringlich-durchdringenden Auge ist plötzlich etwas, was Ottiliens Herz aufjagt, „die Hauptsache ist, mein liebes Kind, daß man lerne, sich zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten."

Eine schwere, dumpfe Pause . . . Ottilien ist's, als habe sie den entblößten und geschorenen Nacken auf dem Richtblock gelegt und harre des Streiches.

„Ich habe beschlossen, daß er reisen soll. Das wird ihm gut tun, ihn beruhigen und mäßigen. Er ist viele Jahre im Joch gegangen, und das Gängelband der Pflicht ist nur so lange gut, als es uns nicht wundscheuert. Er hat mir immer treulich geholfen, ich verdanke ihm manchen Vorteil, auch pekuniarischen, ich will versuchen, meine Schuld gegen ihn abzutragen, ehe es — ich weiß, was du denkst, Ottilie. Du denkst: ehe es zu spät ist, so oder so. Wir wollen hoffen, daß seine Natur tüchtig genug sei, die Krise zu überwinden, wenn er einmal für längere Zeit in eine ganz andre Umgebung kommt. Er soll nach Italien. Vielleicht, daß er sich da neuen Lebensmut holt, wie ich es einst getan habe. Er wünscht es sich seit langem, er hat mir das oft vertraut, so werde ihm denn sein Wunsch erfüllt."

In Ottiliens Augen leuchtet bei diesen ruhig gesprochenen Worten jählings eine Hoffnung auf. Wie gut, daß auch der Vater nicht den geheimsten Gedanken erraten kann! Oder kann er es? Sein Gesicht ist so ernst wie noch nie . . .

„Ja, lieber Vater", sagt sie künstlich lebhaft. „Erst gestern noch hat er zu mir gesagt, daß es für ihn nur zwei Wege gibt: entweder eine Partie durchs Frauentor auf den Kirchhof — oder hinaus in die weite Welt!"

„Und da sein körperlicher Zustand", fährt der Vater fort — und es ist, als habe er nichts von ihren Worten gehört, sondern nur auf einen Gedanken gelauscht, der nicht Wort geworden —, „wohl nicht erlaubt, daß er allein reist, so will ich ihm Eckermann mitgeben. Der mag ihn betreuen, bis seine Übel sich so weit gehoben haben, daß er ihn entbehren kann, und dann nach Hause zurückkehren. — Sage alles das deinem Manne. Ich will ihn jetzt nicht sehen."

Ottilie küßte mit gewohnter Ehrerbietung des Vaters Hand. Aber als sie seine Tür hinter sich hat, fliegt sie wie ein Sturmwind die Treppe hinauf. Freiheit, Freiheit! jubelt es in ihr. — Sie bleibt einen Augenblick vor Augusts Stube stehen, hört ihn drinnen husten und manchmal schwer seufzen. — Er soll reisen! denkt sie hart. Er kehrt nicht wieder! — Und dann geht sie hinein und sagt ihm alles.

*

Da es nun entschieden ist, kann alles nicht schnell genug gehen. Ganz so wie damals, vor Ottiliens unseliger Reise nach Berlin, ist das „Schiffchen" erfüllt von Vorbereitungen. Es wird nicht gerade geschneidert — Reisekleider macht der Meister Jahnke in der Stadt, viele Male kommt er nach dem Frauenplan zur Anprobe — aber für manches andre ist Vorsorge zu treffen. Tagelang sitzt August mit dem Doktor Eckermann, der sich nicht halb so freut wie er, über Karten und Reisebüchern; der Vater hat die alte Karte hervorgesucht, die ihm vor einem halben Jahrhundert gedient und auf der noch die Tour über Verona, den Gardasee, Tirol und München eingezeichnet ist. Oft gesellt er sich selber zu den beiden und gibt erfahrenen Rat. Über Frankfurt, Basel, Genf und den Simplon soll die Reise nach Mailand gehen; dort ist ein längerer Aufenthalt empfehlenswert; dann reise man weiter über Verona und Padua nach Venedig. In der neptunischen Stadt wird ein Platz im Reisewagen über Bologna nach Florenz belegt, woselbst der Kunstschätze wegen abermals längerer Aufenthalt zu nehmen ist. Dann zu Schiff nach Genua; von Genua, gleichfalls zur See — es gehen jetzt dort bequeme Dampfschiffe, alles ist anders geworden in diesem halben Säkulum —, nach Neapel als dem südlichsten Punkt. Von dort nach Rom. Und dann, nach schicklichem, wohl ausgenutztem Aufenthalt, heimwärts. Der Vater hat ausgerechnet, daß für dieses Programm ein halbes Jahr vonnöten; zweitausend Taler will er für die Reise aussetzen — er nimmt sie aus den Zahlungen von Cotta, die August ihm mit Zähigkeit erstritten hat. Manchmal ist er gesprächig, erzählt von seinen eigenen Erlebnissen in jungen Jahren; dann wieder sitzt er nur stumm dabei, beobachtet Augusts flackernde Hitze, möchte gern sein Herz erforschen.

Einmal steigt er am Vormittag — während August auf der Hofkammer letzten Dienst tut, die Aktenreste aufarbeitet, alles zur geordneten Übergabe an seinen Ver-

treter fertigmacht — hinauf, um die Karte zu holen, sich etwas zu vergegenwärtigen, was im Gedächtnis verblaßt ist. Aus dem zusammengefalteten Plan fällt ein Blatt Papier heraus, Verse stehen darauf, von Augusts Hand geschrieben:

Ich will nicht mehr am Gängelbande
Wie einst geleitet sein,
Und lieber an des Abgrunds Rande
Von jeder Fessel mich befrein.

— — — — —

Zerrissnes Herz ist nimmer herzustellen,
Sein Untergang ist sichres Los;
Es gleicht vom Sturm gepeitschten Wellen
Und sinkt zuletzt in Thetis' Schoß.

Drum stürme fort in deinem Schlagen,
Bis auch der letzte Schlag verschwand!
Ich geh' entgegen bessern Tagen,
Gelöscht ist hier nun jedes Band!

Da hat er denn des Sohnes Herz erforscht. Sorge runzelt ihm die Stirn. —

Nicht alle Vorbereitungen zu der großen Reise betreibt August mit dem Vater und Eckermann; manches muß er mit sich allein abmachen. Eines Abends schließt er sich in seiner Stube ein, nimmt einen großen Aktenbogen zur Hand und schreibt seinen letzten Willen auf.

Ottilie? — Er denkt nicht viel an die Frau, die nebenan ihren Teetisch hält, die sein Leben verdorben hat, die ihm fremder ist als jedes Möbelstück in diesem Zimmer. Stirbt er, so hat sie die großherzogliche Pension. — Wie schnell wird sie damit fertig werden! denkt er, ingrimmig lachend. Das Vermögen muß für die Kinder sichergestellt werden, ein Vormund muß darüber wachen. Er schreibt den Namen seines alten Freundes von Waldungen nieder, der wird ihm diesen Freundschaftsdienst nicht verweigern. Alle seine Sachen sollen für die Kinder aufgehoben, an dem Zustand seiner beiden lieben Stuben soll binnen Jahresfrist nach seinem Tode nichts geändert werden. — Eine sentimentale Bestimmung — wie? Gleichviel! Sonst noch etwas? Es ist nichts weiter zu ordnen. Er siegelt den Bogen und legt ihn in das Schreibtischfach. Dort wird man ihn finden, wenn . . .

Wenn —? Er wird keinem fehlen. Der Vater wird die Kinder haben, die viel besser als er selbst beschaffen sind, ihm Freude zu machen. Die Kinder werden auch das Glück ihrer Mutter sein, das er so gern gewesen wäre, das er nie hat sein können. Nein, er wird keinem Menschen fehlen. —

Auf den ersten Mai ist die Reise festgesetzt. Aber jeder Tag hat einen glühenden Rost, auf dem er unter Qualen tanzt. Warten! . . . Und worauf warten? Das Wetter ist so herrlich — wie wird es erst jenseits der Alpenmauer sein! Er läuft immer wieder zu Eckermann hinüber, er hält ihn fest, um ihn zu drängen, daß man früher aufbreche. Seit dem fünfzehnten April ist er in der Kammer und bei Hofe beurlaubt — nutzlos versitzt er hier seine Tage.

Am Nachmittag des einundzwanzigsten April läßt Eckermann ihn wissen, daß er reisefertig sei. Endlich! Gegen Abend, nachdem der Schreiber zur gewohnten Stunde das Haus verlassen, geht August klopfenden Herzens zum Vater hinab. Er findet ihn hinterm Schreibtisch, wie Tausende von Malen, wenn er hier eingetreten, in die über der kahlen Dornenhecke sinkende Sonne blinzelnd.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen, lieber Vater", sagt August von der Schwelle aus, und er versucht seiner Stimme eine Forsche und Fröhlichkeit zu geben. „Morgen früh soll die Reise losgehen!"

Der Vater hebt sich schwer aus seinem Armstuhl, bewegt sich langsam auf ihn zu. August fühlt seine Wangen glühen, sein Herz wild und unregelmäßig schlagen. Diesen Augenblick — nur diesen hat er gefürchtet. Tausend Ahnungen stürmen auf ihn ein, da er in das alt gewordene Gesicht sieht. Eine welke Hand streckt sich ihm durch die Dämmerung entgegen — wie rührend ist sie, diese Hand, die durch vierzig Jahre die Zügel seines Lebens gehalten. Er kann den Tränen nicht wehren, sie brechen wie ein Strom aus seinen Augen, weinend sinkt er vor dem Vater nieder, bedeckt seine Hand mit Küssen, reißt sich gewaltsam empor und stürzt davon.

Furioso und Elegie.

Durch das breite Schattenband der Porta San Giovanni rollte die Extrapost. Nur ein Reisender saß darin, frohgemut und unternehmungslustig, er allein hatte die stürmische Fahrt von Neapel gewagt — hatte er's so eilig? Sechsundzwanzig Stunden ununterbrochen auf der Landstraße — und was für Straßen! Derlei gab es nicht zwischen den Grenzfählen daheim, niemand wußte das besser als er. Zwei Achsenbrüche unterwegs; zum Glück waren in Capua und in Monte Cassino fertige Achsen vorrätig gewesen: man war hierzulande an solche Zufälle offensichtlich gewöhnt, und der Aufenthalt hatte nicht allzulange gedauert. Kurz vor Albano hatte der Wagen dann noch umgeworfen — ganz wie damals, vor drei Monaten, in Spezia, als der Reisende sein Abenteuer mit einem Schlüsselbeinbruch, dreißig Ellen Bandage bei ebensoviel Grad Sommerhitze und vier Wochen Zimmerhaft hatte zahlen müssen. Damals hatte er sich geschworen, sein Tempo zu mäßigen, keine Abenteuer mehr zu wagen — und nun ging es doch in sausender Fahrt, soweit das Holperpflaster und die riesigen Schlaglöcher in der Straße das erlaubten, auf Rom zu, dessen Türme und Kuppeln schon seit Stunden wie eine Fata Morgana über der Campagna standen. Ja, die Alte Garde! — Diese wilde Fahrt schien ihm nur wie die Fortsetzung der tollen Tage von Neapel, Sorrent, Pompeji, die er durchjungen und durchtanzt hatte, von einer unbändigen Lebensfreude trunken, im Atelier der alten Freundin Julie Egloffstein, die jetzt dort, auch sie der Heimat entflohen, ihr gesittet-genialisches Malerleben führte, in der Gesellschaft von Lazzaroni, Räubern und Barkenführern . . . Heißa! Das Leben in Neapel, unter dieser halben Million von lärmenden, tobenden, bacchantisch rasenden, lasterhaften, kindlich gutmütigen Neapolitanern! Leben und leben lassen! Die Achtgroschenstücke nicht schonen! Nicht ängstlich die Tage zählen! Zum ersten Male dies feurige, teufliche, wildberauschende Getränk schlürfen, diese Mischung aus Freiheit, Losgebundenheit, Verantwortungslosigkeit und dem geißelnden Gefühl: jetzt — oder nimmermehr! Und auch den Wein, den Wein nicht schonen! . . . Im wimmelnden Hafen weht von manchem Schiff die heilige Trikolore, daß der Alten Garde das Herz höher schlägt, über dem Vesuv weht die schwarze Rauchfahne, die der Wind hin und her jagt. Und am Fuße des leise grollenden Berges, in Pompeji, buddelt Professor Zahn, Architekt, Maler, befreundetes Wesen von der Heimat her und auf dem Dampfboote in Livorno wiedergetroffen, ein höchst merkwürdiges Haus hervor aus dem tausendjährigen Lavaschutt und nennt es freilich „Casa di Goethe" — Teufel!, die Augenbälle werden einem plötzlich heiß, man denkt an den Vater, der daheim die Tagebücher der Reise zu Aktenbündeln heften läßt, denkt mit Neid-Schmerz an ihn, der Prosperos Zauberstab in Händen hält, unter dessen Beschwörung die trockenen Namen und Daten der Diarien aufquellen wie die kleinen japanischen Blumen aus Mark, die im warmen Wasser sich zu künstlichen Gebilden entfalten.

Dies alles bedachte der einsame Reisende, in seine Ecke zurückgelehnt, frohgelaunt-wachträumend, während der Vetturin mit Zungenschnalzen und Peitschenknall durch den kühlen Torbogen der Porta San Giovanni fuhr. Ernst umfing den Ankömmling die doppelt heilige Stadt, nicht malerisch bunt und zerlumpt wie das große Neapel, sondern voll gehaltener Würde. Die Trümmer des Kolosseums glitten vorüber, überwältigend ragte die Trojanssäule. Gassengewirr, unendlich, sinnverwirrend. Plötzlich hielten die Pferde, aus erhitzten Nüstern schnaubend, schon vor dem Hotel d'Allemagne. Es war Spätnachmittag — der Nachmittag des siebzehnten Oktobertages.

(Fortsetzung folgt.)

An Goethe.

Dein Name ragt im Wellenspiel der Zeiten
Wie Fels im Meer zu weitem Horizonte.
Und leuchtet hin zu allen stillen Wegen,
Die auf zu jenem heil'gen Haine schreiten,
Wo tief geheimnisvolle Weisheit quillt
Und höchste Kräfte ihre Schwingen regen —
Dort strahlt weithin zur Welt der lichtbesonnte,
Der goldne Kreis, der deines Wesens Bild.

Im Rund des Kreises ist dein Sein beschlossen,
Und nur was sich vollendet, darf dir nahen,
Was seine Blicke zu den Fernen sendet;
Wo deine Augen letzte Dinge sahen —
Nur solchem Geiste ist dein Geist erschlossen,
Nur diesem hast du herrlich dich gespendet —
Du goldner Kreis — geheimnisvoll umsponnen
Von nahen Sternen und von fernen Sonnen.

Elisabeth Dauthendey.

Der schönste Palmstock.

Palmsonntag bei den Bergbauern.

Von **Rudolf Weyrich.**

Der kleine Bauernbub Seppl holte mich eines Tages vor dem Palmsonntag ab, „Palmen" suchen gehen. Er kam über die hölzerne kleine Stiege heraufgepoltert, trabte über den mit Holz gezimmerten Flur unter den Eimern, die an der Decke für den Fall eines Feuers hingen, hinweg, riß die dunkelbraune Tür auf, stellte sich breitspurig vor mich hin, steckte die Hände in die Taschen seiner Lederhose, zeigte mit dem Kinn durch das Fenster auf die nahen Berge und sagte: „Wir gehen Palmkätzchen schneiden. Geh mit."

Nachdem gegen diesen kategorischen Ton eine Widerrede erfolglos gewesen wäre, ging ich mit.

Wir stiegen die nahe Wiese hinauf, marschierten durch kleine Wälder, kamen an Waldwinkel vorbei, an denen noch, vor der Sonne geschützt, der letzte Schnee lag. Rings um uns guckten die Frühlingsblumen aus der duftenden Erde. Spechte, Kuckuck und Meisen schlugen. Immer ferner und leiser hörten wir das Gebell der Hunde im Dorfe. Wir mußten wohl eine Stunde weit wandern oder mehr, ehe mich der kleine Bub zu den drei Knechten brachte, die in einem vor uns liegenden Tal die Weidenzweige schnitten.

Ich sah sie unten im Tal an dem kleinen Waldbach stehen, die Weiden niederbiegen und große, schöne Zweige schneiden.

„Wir werden den schönsten Palmstock haben", sagte der Bub stolz. „Wir haben alle Jahre den schönsten Stock."

Er meinte damit den herrlichen Palmstock, den Strauß von Weidenzweigen mit den unzähligen seidenweichen Kätzchen, die man am Palmsonntag in der Kirche weihen läßt.

Bald kamen auch die drei Burschen herauf, jeder einen großen Stoß von Weidenästen unter den Armen. „Wir müssen noch einen Stock haben!" sagten sie. Und wir gingen abermals auf die Wanderung. Stundenlang durchstreiften wir den Tannenwald, bis die drei Bauerngesellen einen großen Haselnußstrauch unten in einer Mulde an einem stillen Waldteich sahen. Zwei stiegen hinab und kamen mit einem dicken, einige Meter langen Stock zurück. Dann wurde nach Buchsbaum gesucht, und der Heimweg konnte angetreten werden.

Am selben Tage noch gingen die Burschen des Hauses daran, den Palmstock zu binden. Sie flochten die Weidenzweige zusammen, schmückten sie mit den kleinen Buchsbaumbüschen, flochten Immergrün dazu, die Mägde brachten aus alten Schachteln wunderbare lange Seidenbänder, als wollten sie eine Braut oder ein junges Mädchen zum Tanze schmücken.

Wir saßen alle um den großen Bauerntisch auf den eichenen Bänken. Draußen klang der Frühling an den kleinen, bunten Fenstern vorbei. Die Bäuerin buk kleine, süße Bäckereien, sogenannte „Brezeln", und brachte sie in großen Schüsseln herein.

Wie flink und handlich flochten die Finger der Mägde die Palmstöcke. Knüpften grüne, blaue, weiße, rote, violette, lila und silberne Seidenbänder dazwischen, dann wieder Immergrün und Buchsbaum, dann eine Zahl roter und gelber schöner Äpfel und hingen die Bäckereien an die kleinen Zweige.

Immer schöner wurde der Palmstock. Immer größer. Er konnte sich sehen lassen. Gegen Abend kam ein junger Bursche, um zu spionieren, aber er wurde gleich an der Tür abgefertigt. Jeder ist neugierig, wer wohl den schönsten Stock haben würde.

Und es kam der Samstag, und die Burschen freuten sich auf den Palmsonntag. Nur der Älteste blieb stumm, war nachdenklich und war spät am Abend verschwunden. Gegen Mitternacht kam er heim, hatte einen schönen, schlanken, jungen Stamm einer Kiefer mitgebracht, der länger als vier Meter war. Er schälte ihn ab und band den Palmstrauß auf diesen Stock. Der andere war ihm zu klein. Am Sonntag wurden alle Seidenbänder nochmals nachgesehen, alle Äpfel, alle Bäckereien, alle Zweige des Buchsbaums, ob sie wohl schön und zart genug seien. Dann hob der Älteste der Bauerngesellen den Stock und trug ihn zur Messe. Alle andern hintendrein.

Welch ein Getümmel auf dem Kirchhofsplatz. Von allen Seiten kamen die Bauernburschen, jeder trug seinen Stock, überall flatterten die Bänder, manche nicht aus Seide, manche aus Papier, Buchsbaum war auch nicht überall, und Bäckerei fehlte dort und da.

Wie sie das alles bemerkten, die Bauernburschen.

Mit großen Augen sahen sie den wunderschönen Stock meines Bauern. Es wurde kritisiert, debattiert, beurteilt. Dann fingen die Glocken zu läuten an, und alles drängte sich in die Kirche. Ein ganzer wunderbarer Wald war da im Kirchenschiff. Da flatterten die Bänder, da glänzten die Äpfel, blinkten die gelben Bäckereien. Und als der Priester den Segen gab, hob sich dieser Wald mit einemmal und wurde größer und neigte sich.

Dann noch eine kleine Prozession um die Kirche, und die Burschen stellten sich zur Preisverteilung auf. Mit stolzer Brust trug derjenige, der den ersten Preis errang, seinen Busch nach Hause. Dort entnahm ihm die Bäuerin die geweihten Zweige, um sie hinter die Rahmen der Bilder zu stecken, hinter das Kruzifix, in den Stall ein Sträußlein, auf das Dach und eines auf das Feld.

Wie uralt dieser Brauch sein mag, ist nicht erforscht. Das erstemal erzählte Chrysostomus um das Jahr 400 nach Christo davon. Auch von den byzantinischen Kaisern weiß man, daß sie am Palmsonntag Prozessionen abhielten, Palmzweige streuten und arme Kinder mit Geld beteilten.

Die ganze Sitte ist auf die Legende des Einzugs Jesu Christi am Palmsonntag in Jerusalem zurückzuführen, wo man auf seine Wege Palmzweige streute, die er segnete. Von daher mag auch das Volksspiel des Palmeselreitens stammen.

Heute ist dies in allen Bergdörfern nur mehr insoweit in Erinnerung, als man denjenigen, der als letzter in die Messe am Palmsonntag kommt, seinen Palmbusch weihen zu lassen, den „Palmesel" nennt. Aber noch vor einigen Jahrzehnten, im vorigen Jahrhundert, gab es besonders in den Städten Salzburg, Augsburg, Antwerpen und andern die sogenannte Palmeselprozession. Besonders die von Antwerpen mag nicht vergessen werden, allwo am Palmsonntag ein Einzug Christi, der Heiland auf dem Palmesel reitend, nach einem vollständigen Spiel der ganzen Geschichte und seiner Lebensgeschichte stattfand. Ebenso schön mag das in Salzburg gebrachte Volksspiel gewesen sein, bei welchem sowohl das Rüstzeug des Reiters als auch das Zaumzeug des Esels mit zahlreichen Edelsteinen geziert war.

In den Schweizer Bergen sah ich vor Jahren noch ein anderes Spiel, das am Palmsonntag stattfand: das Kränzeflechten. Da zieht die Jugend hinaus auf die Blumenhalden. Und während die kleinen Buben und Mädchen auf den Wiesen ringsherum die Frühlingsblumen pflückten, um sie den größeren Mädchen zu bringen, saßen diese auf Fahnen, die auf dem Flügel ausgebreitet lagen, und flechten aus den gebrachten Blumen die Kränze.

Wenn es soweit war, daß man mit dem Flechten der Kränze fertig war, hatten die Burschen von den Weidenästen kurze und lange Flöten und Pfeifen gemacht, und unter Musik wurden dann die mit Kränzen geschmückten Mädchen abgeholt, indessen die Burschen die Fahnen schwenkten, wurde die Schar der Mädchen in das Dorf geleitet. An diesem Feste durften allerdings nur ledige Mädchen und Burschen teilnehmen.

Aber auch in den Städten hat man den Palmsonntag nicht vergessen. Da stehen die Frauen hinter ihren Ständen und verkaufen kleinere und größere Weidenzweige. Und Männer, die man sonst niemals in der Stadt sieht, mit wettergegerbtem Gesichte, ein kleines, formloses, einmal grün gewesenes Hütchen auf, eine uralte steife lederne Hose an, eine Hose, die, wenn man sie allein auf den Boden stellt, so wie man sie hinstellt, stehen bleibt. Die Waden in farblosen Stutzen, die Knie nackt, die Füße in derben, festen Schuhen, so stehen die so seltenen Städtebesucher da und bringen Palmzweige und Buchsbaum und kleine Sträuße mit in die Stadt und verkaufen sie den Kirchenbesuchern, die die Palmsträußlein weihen lassen.

Um aber noch einmal zu unserem kleinen Bauernbuben zurückzukehren, müssen wir erwähnen, daß er einige Male während des schönen Palmsonntags oder des „blauen Ostertages", wie er in den Alpen auch genannt wird, zu dem

Palmstock zurückkehrte, ihn mit kritischen Augen betrachtete und ganz so tat, als wäre er derjenige, dem der Sieg und der Preis zu danken wäre. Er hatte es aber eigentlich nur auf eine Handvoll herrlicher Bäckerei abgesehen, die er mit vieler Diplomatie zu erwerben trachtete und die ihm der alte Bauer auch wirklich schenkte . . .

Osterklänge aus alter Zeit.

Wie die alten Bräuche unserer Vorfahren „verchristlicht" worden sind, so haben umgekehrt auch die Germanen Christus in ihre Vorstellung übertragen. Er wandelt auf Erden als Führer einer Schar von vornehmen Kriegern; Maria, die Gottesmutter, ist die hohe Frau, der der germanische Ehrenname „Idis" gegeben wird. Der Heiland ist der Männer mildester, der Königssohn, der des Himmels waltet, der Schützer des Landes, der Gesetzessprecher, der in der Bergpredigt von dem Königsstuhl seine Lehre verkündet. In einem angelsächsischen Gedicht findet er den Tod wie ein vornehmer Held und wird von seinen Mannen auf der Walstatt beklagt. Er ist der Herr, der mächtige Schützer des Landes und der Seinen. Wie Thor, der Hammerschwinger, bekämpft Christus die Dämonen, die unreinen Geister und ihrer aller Haupt, den Teufel, den Erzfeind der Menschen. Er steigt hinab in die Hölle, zerbricht die Tore, kämpft mit dem Satan und befreit die in dessen Macht schmachtende Menschheit. Am leuchtendsten hat diese Vorstellung ihren Ausdruck im „Heliand" gefunden, jener um 830 entstandenen altsächsischen Evangelienharmonie. „Da ließen sie ihn geißeln, eh' sie ihn an Leib und Leben straften, spien ihn unter die Augen, schlugen zum Hohne ihm mit schnöden Händen an seine Wangen, die Wichte, nahmen sein Gewand und legten ein rotes Laken um ihn. Noch anderes übte der Abscheulichen Abgunst: Ein Hauptband ließen aus harten Dörnern die Würger winden, es dem waltenden Christ' aufs Haupt zu heften. Dann gingen sie hin, grüßten ihn als König, die Knie vor ihm beugend, den Nacken neigend, nur zum Hohne geschah es. Doch alles ertrug der teure Fürst, der Mächtige, aus Minne zu der Menschen Geschlecht". — „Und als der Gottessohn an den Galgen erhoben war, der Christ an das Kreuz, da machte es kund überall der Sonne Verschleierung; ihr schimmerndes Licht, ihr schönes, schien nicht mehr, sondern Schatten umfing sie, dumpf und düster, sein Dämmern wirkte aller Tage trübsten, gar traurig dunkeln über die Welt, dieweil der waltende Christ am Kreuze Qual litt." Dann Christi Tod: „Der Geborene Gottes rief laut zu dem himmlischen Vater: In deine Hände befehle ich meinen Geist, in Gottes Willen. Er ist nun ganz bereit, zu Dir zu fahren, aller Völker Herr. Da neigte er sein Haupt, den heiligen Odem entließ sein leiblich' Teil". In den Volksliedern des Mittelalters ist Christi Passion und Kreuzigung ergreifend geschildert:

„Da Jesus in den Garten gieng,
und er sein Leiden anfieng,
da trauerte alles, was da war,
es trauerte alles Laub und Gras.
Maria, die hörte ein Hämmerlein klingen:
O weh, o weh, mein lieben Kindes!
O weh, o weh, meines Herzens ein Kron,
Mein Sohn, mein Sohn will mich verlon".

Und der Herr spricht zu dem Jünger, den er lieb hatte:

„Johannes, liebster Diener mein,
Laß Dir meine Mutter befohlen sein!
Nimm's bei der Hand, führ's weit hindann,
Daß sie nit seh mein' Marter an!"

Einen ergreifenden Ausdruck hat die deutsche Anteilnahme an dem Leiden und Sterben des Herrn gefunden in den Passionsspielen! Schon seit dem 14. Jahrhundert erwuchsen daraus gewaltige Massenaufführungen, die sich über mehrere Tage erstreckten. Eine umfängliche „Dirigier-Rolle", die, für den Spielleiter bestimmt, die Spielanweisungen und den Anfangsvers jeder Rede und jedes Gesanges enthält, ist uns aus Frankfurt am Main aus der Zeit um 1350 überliefert. Eine weitere „Dirigier-Rolle" desselben Dramas aus Friedberg in der Wetterau, und vollständig erhaltene Redaktionen aus Frankfurt vom Jahre 1493, aus Alsfeld in Hessen (1501) und von Heidelberg (1513) zeigen, wie es bei erneuten Darstellungen noch erheblich an Ausdehnung gewann und mancherlei Wandlungen im einzelnen erfuhr. Das allmähliche Wachsen eines solchen Stückes können wir noch durch spätere Perioden hin in Luzern erfolgen. In den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts erreichten die großen Luzerner Aufführungen ihren Höhepunkt (vergl. Vogt-Koch Literaturgeschichte, Band 1, Seite 269, 272). Die alten Volksspiele zogen sich nach der Reformation und vielfach durch den Wettbewerb berufsmäßiger Schauspielergesellschaften, in katholischen Ländern auch durch das Schuldrama der Jesuiten, in abgelegene Dörfer, namentlich der bayerischen und österreichischen Lande zurück. Bekannt ist das Passionsspiel von Erl in Tirol, am bekanntesten aber ist das Oberammergauer Passionsspiel. Im Jahre 1750 ist das Stück durch den Pater Ferdinand Rosner zu Ettal bei Garmisch neu gedichtet, später durch den am 20. April 1883 in Oberammergau verstorbenen Ortspfarrer Alois Daisenberger in die heutige Form gebracht worden. Er begrüßt die Besucher:

„Alle seien gegrüßt, welche die Liebe hier
um den Heiland vereint, trauernd ihm nachzugehn,
auf dem Wege des Leidens
Bis zur Stätte der Grabesruh.
Die von nahe und ferne heute gekommen sind,
alle fühlen sich hier eins im Brudersinn,
als die Jünger des Einen!
Der für alle gelitten!
Der sich hingab für uns, treuer Erbarmung voll,
in den bittersten Tod. Ihm seien zugewandt
unsere Blicke und Herzen
in einmütigem Dankgefühl".

Dann zieht die Passion an uns vorüber, unterbrochen durch die hinweisenden Bilder aus dem alten Testament, bis zum jubelnden Schluß-Chor:

„Überwunden — überwunden
Hat der Held der Feinde Macht . . .
Preis Dir — Todesüberwinder,
Der verdammt auf Golgatha,
Preis Dir, Du Heiliger der Sünder,
Der Du starbst auf Golgatha!
Hallelujah
Preis, Ruhm, Macht und Herrlichkeit
Sei Dir von Ewigkeit zu Ewigkeit".

Dr. Ludwig Roth.

Um acht Uhr wecken.

Alcibiades ist ein sparsamer Mann. Fennekool ist auch ein sparsamer Mann.

„Hör' mal," sagt Alcibiades, „kannst Du mir für Sonntag Deinen Wecker leihen?"

„Ich besitze keinen Wecker," zuckt Fennekool die Achsel.

„Aber erlaube mal," lächelt Alcibiades, „Du stehst jeden Morgen um acht Uhr auf; da mußt Du doch irgendwie geweckt werden?"

„Jeden Morgen um acht," murmelt Fennekool, „kommt der Briefträger, läutet an der Tür, und dann stehe ich auf."

„Aber das ist doch Unsinn," schüttelt Alcibiades den Kopf. „Denn erstens weißt Du nicht, ob jeden Tag Post für Dich kommt, und zweitens braucht der Briefträger nicht zu klingeln, wenn er einen gewöhnlichen Brief für Dich hat."

„Ich bekomme," sagt Fennekool, „ich bekomme jeden Tag einen unfrankierten Brief, der den Postboten zwingt, mich aus dem Bett zu läuten."

„Aha," geht da Alcibiades endlich ein Licht auf, „und diesen unfrankierten Brief steckst Du jeden Abend selbst in den Kasten?"

„Jawohl," nickt Fennekool.

„Hör' mal," fährt Alcibiades fort, „Du bist ein Verschwender. Warum nimmst Du nicht einfach eine Drucksache? Da wäre doch das Strafporto, das Du zu bezahlen hast, nur halb so hoch."

„Strafporto?" zuckt Fennekool die Achsel. „Wieso? Ich verweigere natürlich die Annahme. Hans Riebau.

Wußten Sie das schon?

Einer der berühmten Mammutbäume in Kalifornien, den der Sturm gefällt hat und der eine Höhe von 50 Meter und einen Durchmesser von 5 Meter hatte, wird jetzt als Garage für einen der Traktoren benutzt, die der Forstverwaltung des Nationalparks gehören.

*

Pinguineier, die größer sind als die der Puten, werden jetzt in Südafrika viel gegessen. Sie müssen eine halbe Stunde gekocht werden. Es wird beabsichtigt, sie nach Europa einzuführen.

*

Junge Strauße wachsen 1 Zentimeter täglich, das heißt in einem Monat 30 Zentimeter.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.